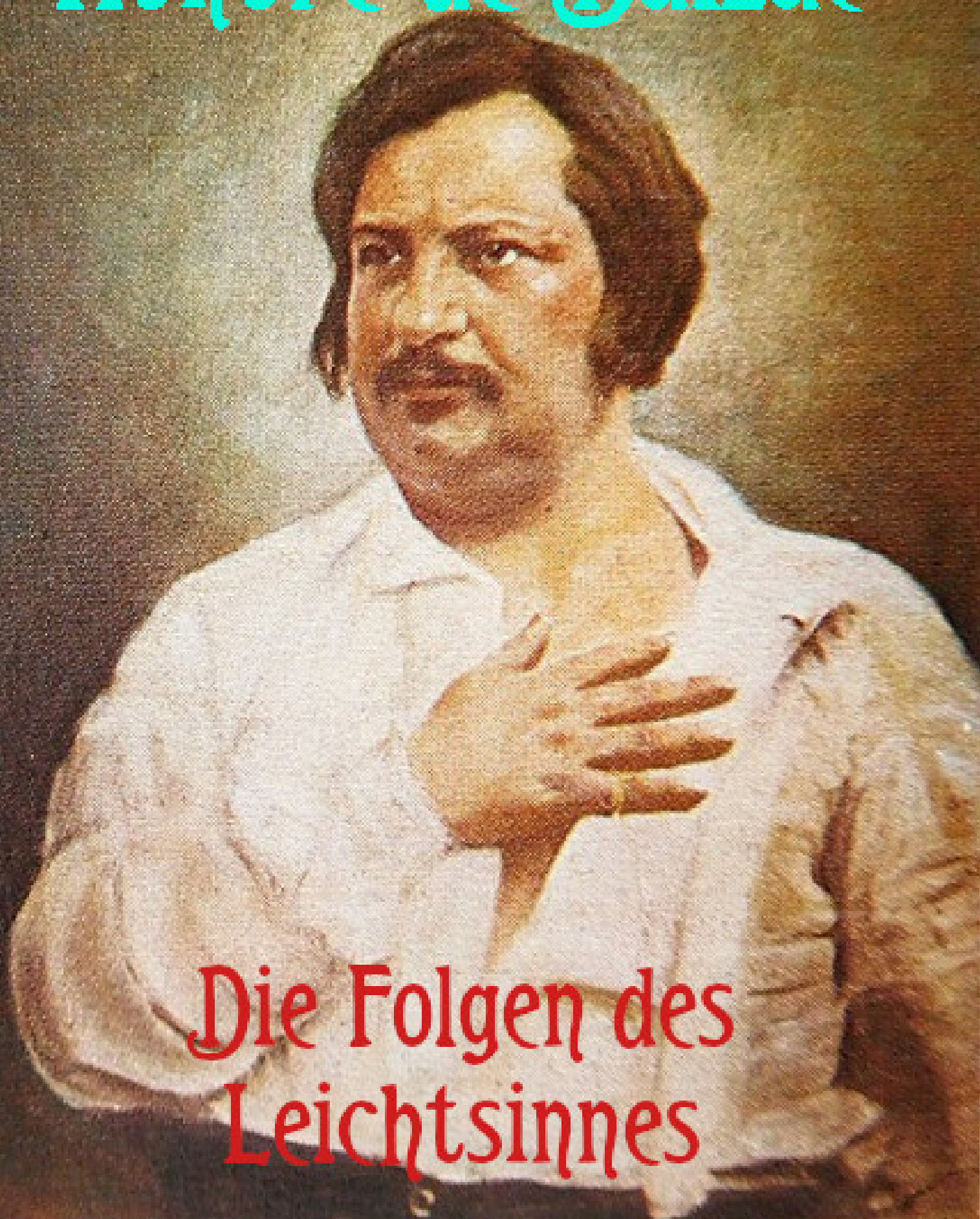


# Honoré de Balzac



Die Folgen des  
Leichtsinnnes

**Die  
Folgen des Leichtsinnes.**

von  
**Honoré de Balzac.**

Aus dem Französischen.

---

Quedlinburg und Leipzig.  
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.  
1845

# **Inhaltsverzeichnis**

## **Die Folgen des Leichtsinnes.**

Der Wucherer.

Der Anwalt.

Der Tod des Mannes.

**D**ie Abendbesuche bei der Frau Vicomtesse von Grandlieu dauerten stets bis in die späte Nacht. Während einer Nacht des letzten Winters bemerkte man noch um ein Uhr Morgens in ihrem Salon zwei Personen, die der Familie fremd waren. Ein junger und sehr artiger Mann ging, als er die Uhr schlagen hörte. Als man seinen Wagen fortrollen hörte, blickte Frau von Grandlieu etwas unruhig um sich und da sie nur noch zwei Männer sah die am Ecarté-Tische saßen, ging sie auf ihre Tochter zu, um mit dieser zu sprechen.

Diese Tochter war eine junge, elegant gekleidete und reizende Person, welche vor dem Kantine des Salons stand und auf das Fortrollen des Kabriolets lauschte, während sie einen schönen lithophanischen Lichtschirm betrachtete, der eine neue Erscheinung der damaligen Zeit war.

»Camille«, sagte die Vicomtesse indem sie ihre Tochter aufmerksam betrachtete, »ich muß Dir sagen, daß ich den jungen Grafen von Restaud nicht wieder in meinem Hause empfangen werde, wenn Du fortfährst, Dich so gegen ihn zu betragen, wie Du

heute Abend gethan hast . . . «

»Mama . . . «

»Genug, Camille . . . höre mich an: Du bist einzige Tochter, Du bist reich; daher darfst Du nicht daran denken einen jungen Mann zu heirathen, der nicht das geringste Vermögen hat. Du hast Zutrauen zu mir, mein liebes Kind, erlaube mir daher daß ich Dich aus Deinem Lebenspfade geleite. Im siebzehnten Jahre kann man über gewisse Bedingungen der Schicklichkeit noch nicht urtheilen . . . Ich will Dir eine Bemerkung mittheilen. Ernest hat eine Mutter, welche Millionen verzehren könnte. Er betet sie an und unterstützt sie mit einer kindlichen Liebe, welche das höchste Lob verdient; ebenso redlich sorgt er für seinen Bruder und seine Schwester, und das ist wunderschön«, fuhr die Gräfin mit schlauer Miene fort; »allein so lange seine Mutter lebt, wird doch Niemand wagen. dem Herrn Grafen von Restaud die Zukunft und das Vermögen eines jungen Mädchens anzuvertrauen.«

»Ich habe da einige Worte gehört, welche bei mir die Lust erwecken, zwischen Ihnen und Fräulein Camille als Vermittler aufzutreten!« sagte einer der beiden Männer am Ecarté.

»Ich habe gewonnen, Herr Marquis«, sagte er,

indem er sich an seinen Gegner wandte, »ich verlasse Sie, um Ihrer Nichte zu Hilfe zu eilen!«

»Das heiÙe ich Ohren haben wie ein Anwalt!« sagte die Vicomtesse. »Wie ist es Ihnen möglich gewesen, mich zu hören? Ich habe ja so leise gesprochen.«

»Ich habe mit den Augen gehört!« antwortete Anwalt und näherte sich dem Kamine .

Er setzte sich auf einen Armstuhl neben dem Kamin, der alte Oheim des Fräulein Camille setzte sich ihm gegenüber, und Frau von Grandlieu ließ sich auf einem Stuhle nieder, welcher zwischen dem Armsessel des Anwalts und dem kleinen Kanapee stand, auf welchem ihre Tochter und der Oheim saßen.

»Es ist Zeit«, sagte der Anwalt, »daß ich Ihnen eine Geschichte erzähle, welche ein doppeltes Verdienst hat; denn einmal wird dem Fräulein Camille eine-gute Lehre geben, und dann wird sie zugleich Ihr Urtheil hinsichtlich Ernest's Vermögen umändern . . . «

»Eine Geschichte!« rief Camille aus, »o! beginnen Sie schnell, mein guter Freund . . . «

Der Anwalt warf auf Frau von Grandlieu einen Blick, welcher die Vicomtesse das ganze Interesse begreifen ließ, das seine Erzählung haben könnte.

Die Vicomtesse von Grandlieu war eine der bemerkenswerthesten Frauen der Vorstadt Saint-

Germain, eine der reichsten, der bestdenkendsten, der edelsten Frauen, und es könnte daher etwas unnatürlich scheinen, daß ein kleiner Anwalt von Paris so vertraulich mit ihr gesprochen und so cavaliermäßig sich gegen sie benommen habe. Indeß ist es nicht schwierig, diese seltene Erscheinung des aristokratischen Lebens zu erklären.

Frau von Grandlieu war mit der königlichen Familie nach Frankreich zurückgekehrt. Sie hatte anfangs sehr bescheiden in Paris gelebt und nur von den Unterstützungen, welche Ludwig XVIII. ihr aus dem Einkommen des Staates angewiesen hatte. Da hatte der Anwalt Gelegenheit gefunden, Fehler in der Form des Kaufcontractes aufzufinden, welchen die Republik beim Verkauf des Hôtels de Grandlieu abgeschlossen hatte, weßhalb er behauptete, das Hôtel müsse der Vicomtesse zurückgegeben werden. Auf seine Kosten und Gefahr hatte er den Prozeß unternommen, diesen gewonnen und der Frau von Grandlieu ihr Eigenthum wiedergegeben.

Ermuthigt durch diesen Erfolg, war er auf seinem Wege fortgefahren und hatte den Wald von Grandlieu und noch einige andere ziemlich wichtige Grundstücke zurückzuerlangen gewußt, mit denen der Kaiser öffentliche Anstalten unterstützt hatte. Die Gewandtheit und aufopfernde Thätigkeit des jungen

Anwalts hatten das Vermögen der Frau von Grandlieu so wohl wieder hergestellt, daß dieselbe 1826 bereits hunderttausend Livres jährlicher Einkünfte besaß. Die Schadloshaltung hatte ihr seitdem noch ungemeine Summen zurückgegeben aber ebenfalls wieder in Folge der Bemühungen des jungen Rechtskundigen, der ein Freund der Familie geworden war.

Jetzt war derselbe über vierzig Jahr alt. Er war ein Mann von hoher Rechtschaffenheit, gelehrt, bescheiden und nur in guter Gesellschaft zu finden. Sein Benehmen gegen Frau Grandlieu hatte ihm die Achtung und die Kundschaft der meisten Häuser der Vorstadt Saint-Germain erworben; allein er benutzte diese Gunst keineswegs auf die Art, wie ein ehrfürchtiger Mann solches hätte thun können. Mit Ausnahme des Hôtels Grandlieu, in welchem man ihn bisweilen die Abende zubringen sah; ließ er sich sonst nirgends sehen. Er liebte leidenschaftlich die Arbeit, und überdies fand er in seinem häuslichen Kreise zu viel Glück, als daß er sich noch nach den Freuden der Welt hätte sehnen sollen. Er war glücklich dadurch, daß seine Rechtschaffenheit und seine Talente durch die Angelegenheit der Frau von Grandlieu in das Licht gesetzt waren; denn sonst hätte wohl seine Anwaltschaft ein trauriges Ende nehmen mögen, da er den Geist eines Anwaltes nicht besaß.



Seit der Graf Ernest de Restaud bei Frau von Grandlieu eingeführt war, und der Anwalt die gegenseitige Zuneigung bemerkt hatte, welche Camille und den jungen Mann fesselte, hatte er sich eben so fleißig bei Frau von Grandlieu eingefunden, wie ein Dandy der Chaussée d'Antin, der erst neuerdings in die Kreise der edlen Vorstadt aufgenommen ist, sich bei seinen Besuchen emsig zeigt.

Erst einige Tage früher hatte er zu Fräulein Camille gesagt, indem er auf den jungen Grafen zeigte:

»Es ist schade, daß dieser Junge Mensch nicht wenigstens zwei oder drei Millionen im Vermögen hat, meinen Sie nicht auch?«

»Ist das ein Unglück?« hatte sie darauf gefragt; »ich glaube nicht. Herr Ernest hat viel Talent, er hat gute Kenntnisse, wird gern von dem Minister gesehen, bei welchem er angestellt ist und hat einen guten Namen; ich zweifle nicht, daß er eines Tages ein sehr bemerkenswerther Mann werden wird. Er wird sich so viel Vermögen erwerben, wie er nur will, wenn er erst die Macht in seinen Händen hat . . . «

»Ja, wenn er reich wäre . . . «

Camille war roth geworden.

»Wenn er reich wäre, mein guter Freund; aber alle

diese jungen Damen, welche hier sind, streiten sich ja um ihn«, hatte sie darauf geantwortet und auf die Quadrillen gezeigt.

»Dann wäre Fräulein Camille de Grandlieu nicht mehr die einzige, gegen welche er seine Augen wendete . . . « hatte darauf der Anwalt versetzt. »Sehen Sie, darum erröthen Sie, Camille! Sie fühlen, daß Sie Geschmack an ihm finden, nicht wahr? . . . Wohlau gestehen Sie . . . «

Camille hatte sich darauf schnell von ihrem Sitze erhoben.

»Sie liebt ihn!« hatte der Anwalt gedacht. Camille aber hatte nun seit jenem Tage bemerkt, daß ihr Freund, der Rechtsgelehrte, das keimende Gefühl billigte, welches sie gegen den jungen Grafen de Restaud empfand.

Der Anwalt nahm also das Wort und erzählte die Scenen, welche wir im Folgenden mittheilen werden. Sie sind so treulich mitgetheilt, wie es nur der Unterschied erlaubte, welche allemal eine mündliche Unterhaltung von einer geschriebenen Erzählung unterscheidet.

---

## Der Wucherer.

Da ich eine Rolle bei diesem Abenteuer spiele und beileibe mich an die romanhaftesten Umstände meines Lebens erinnert, so werden Sie mir hoffentlich verzeihen, wenn ich meinen Eingebungen folge. Denken Sie sich mein Fräulein, ich sei jetzt erst siebenundzwanzig Jahr alt und die Ereignisse meiner Erzählung wären gestern erst vorgekommen. Ich werde damit beginnen, daß ich von einer Person mit Ihnen rede, von der sie sich noch keinen Begriff machen können: diese Person ist der *Wucherer*.

Wucherer: werden Sie diese Gestalt sich richtig vorstellen können? Sie ist bleich und hohläugig und ich möchte wohl, daß die Akademie mir erlaubte, ihr den Namen *Mondschein* zu geben. Sie gleicht einem silbernen Gefäße, von dem die Vergoldung abgegangen ist. Die Haare liegen flach an, sind sorgfältig gekämmt und aschgrau. Das Antlitz ist leidenschaftslos, wie das des Herrn von Talleyrand, die Züge scheinen in Bronze gegossen. Das Auge, welches so gelb ist wie das eines Marders, hat fast keine Wimpern. Spitz ist die Nase und dünn sind die Lippen. Der Mann redet nur leise, in einem süßlichen

Tone, und wird nie zornig. Seine kleinen Augen werden stets durch den grünen Schirm einer alten Mütze gegen das Licht geschützt. Er ist schwarz gekleidet. Sein Alter ist ein Räthsel, man weiß nicht, ob er vor der Zeit alt geworden ist, oder ob er seine Jugend geschont hat, damit sie ihm ewig diene.

Sein Zimmer ist sauber, wie der Rock eines Engländers, allein Alles, was man in demselben erblickt, ist abgenutzt, von dem Teppiche des Bettes an, bis zu dem grünen Tuche des Schreibtisches. Dieses Zimmer scheint das kalte Heiligthum einer alten Jungfer zu sein, welche ihre Tage damit hinbringt, die alten Möbel abzureiben. Alles ist dort negativ. Im Winter sieht man nie, daß die Feuerbrände seines Kamins sich vereinigen, und sie rauchen, ohne zu flammen, da sie fast stets zur Hälfte in die Asche versunken sind.

Das Leben dieses Mannes läuft so geräuschlos ab, wie der Sand einer alterthümlichen Sanduhr. Alle seine Handlungen, von der frühesten Morgenstunde an bis zum Abend, sind der Regelmäßigkeit einer Uhr unterworfen. Er ist in gewisser Hinsicht ein *Mustermann*, ein Uhrwerk, welches der Schlaf aufzieht. Wenn man eine kellerassel berührt, die über, ein Blatt Papier hinwegläuft, so bleibt sie stehen und stellt sich todt; eben so unterbricht sich dieser Mann

inmitten seiner Reden und schweigt, wenn ein Wagen vorüberfährt, um nicht lauter sprechen zu müssen. Er ahmt Fontanelle nach, indem er die Lebensäußerungen zu sparen sucht und beschränkt alle menschlichen Gefühle auf das Ich. Bisweilen schreien seine Opfer laut und werden zornig, dann aber entsteht bei ihm ein tiefes Schweigen, wie in einer Küche, in der man eine Ente abschlachtet.

Bis sieben Uhr Abends ist er ernste um acht Uhr aber verändert sich, der Wechselmensch in einen gewöhnlichen Menschen; die geheimnisvolle Umwandlung der Metalle in ein menschliches Herz geht vor sich. Nun reibt er sich die Hände und eine Art von Heiterkeit wird bei ihm sichtbar; aber auch in den Lebhaftesten Ausbrüchen seiner Freude bleibt seine Unterhaltung stets einsylbig. Mit einem solchen Nachbar hat mich der Zufall in dem Hause beschenkt, welches ich in der Rue des Grès bewohne.

Dieses Haus ist düster und feucht. Es hat keinen Hof, und die Zimmer erhalten ihr Tageslicht nur von der Straße. Die klösterliche Einrichtung, welche das Gebäude in Zimmer von gleicher Größe theilt und denselben keinen andern Eingang läßt, als die Thüren, die auf einen langen Corridor führen, der nur durch kleine Fenster dicht unter der Decke erleuchtet wird, deutet darauf, daß dieses Haus ehemals ein Theil eines

Klosters war. Dieser Anblick ist so traurig, daß die Heiterkeit eines jungen Mannes bereits verschwindet, ehe er bei meinem Nachbar eingetreten-ist. Das Haus und er gleichen einander. Jenes ist der Felsen, dieser die Auster.

Sein Leben ist ein Geheimniß. Das einzige Wesen, mit dem er in Verbindung steht, bin ich. Er kommt zu mir um Feuer von mir zu holen; er borgt von mir ein Buche, eine Zeitschrift, und des Abends bin ich der einzige Mensch, dem er erlaubt, in seine Zelle zu treten und mit dem er gern spricht. Diese Zeichen des Zutrauens sind die Folgen einer siebenjährigen Nachbarschaft. Hat er Verwandte, Freunde? ich weiß es nicht. Ich habe nie einen Sous bei ihm geliehen. Sein ganzes Vermögen liegt in den Kellern der Bank. Seine Beine sind dürr wie die eines Hirsches. Uebrigens ist er ein Märtyrer seiner Klugheit, als er eines Tages zufällig Gold bei sich trug, bahnte sich ein doppelter Napoleon einen Weg aus seiner Tasche; ein anderer Miethsman des Hauses, der ihm auf der Treppe folgte, fand das Goldstück, hob es auf und reichte es ihm hin.

»Das gehört nicht mir!« antwortete er anscheinend erstaunt, »ich habe nie Gold bei mir und besitze nicht einmal Gold!«

Des Morgens bereitet er sich selbst seinen Kaffee in einem blechenen Kocher, den man fortwährend in der schwarzen Ecke seines Kamines stehen sieht. Ein Speisewirth bringt ihm sein Mittagsessen. Eine alte Thürsteherin erscheint zu bestimmter Zeit, um sein Zimmer zu reinigen. In Folge eines Zufalls, den Sterne Vorausbestimmung nennen würde, heißes dieser Mann Herr Gobseck.

»Ich erkläre, daß Ihr Nachbar meine Neugierde außerordentlich rege macht«, sagte der alte Oheim.

»Ich würde ihn als einen Atheisten betrachten, wenn die Menschlichkeit und die Geselligkeit eine Religion wären, versetzte der Anwalt. Daher hatte ich mir auch vorgenommen, ihn zu beobachten. Ich nenne das die Anatomie des homo duplex, des moralischen Menschen, studieren. Aber fragen Sie mich nicht weiter, Herr Marquis, sonst möchten Sie meinen Eifer abkühlen. Ich nehme den Faden meiner Improvisation wieder auf.«

»Eines Abends trat ich bei dem Manne ein, der sich selbst zu Gold gemacht hatte. Ich fand ihn aus seinen Stuhle unbeweglich wie eine Statute und den Mantel des Kamins betrachtend, dessen Steine er zu zählen schien. Eine Blechlampe, welche dampfte und schmutzig war, warf einen röthlichen Schein auf sein

bleiches Antlitz. Er richtete seine Augen auf mich, aber sagte kein Wort; mein Stuhl stand schon neben ihm bereit; er hatte mich also erwartet.«

Hat dieses Wesen Gedanken? fragte ich mich. Weiß er, daß es einen Gott gibt, daß es Gefühle, Frauen, Glück in der Welt gibt? Ich beklagte ihn, wie ich einen Kranken beklagt haben würde; allein ich begriff eben so wohl, daß er ist Gedanken die ganze Welt besitzen müsse, wenn er eine Million der Bank hätte.

»Guten Tag, Papa Gobseck!« sagte ich zu ihm.

Er wandte sich zu mir und seine dichten schwarzen Brauen zogen sich leicht zusammen. Diese charakteristische Bewegung galt dem heitersten Lächeln eines Südländers gleich.

»Sie sind heute so finster, wie an jenem Tage, als man Ihnen die Zahlungsunfähigkeit jenes Buchhändlers anzeigte. Haben Sie etwa heute Ihre Zahlungen nicht erhalten? Denn wenn ich nicht irre, haben wir heute den Einunddreißigsten.«

Das war das erste Mal, daß ich über Geldsachen mit ihm sprach. Er blickte mich an und antwortete mir mit seiner sanften Stimme, welche den Tönen nicht unähnlich war, die ein Anfänger seiner Flöte entlockt:

»Ich belustigte mich . . . «

»Sie belustigen sich also auch bisweilen?«



Er schulterte sich und richtete einen mitleidsvollen Blick auf mich.

»Glauben Sie, daß nur diejenigen Dichters sind, welche Verse drucken lassen?« fragte er mich.

»Also Poesie in diesem Kopfe!« dachte ich.

»Es kann Niemand ein glänzenderes Leben führen, als ich,« fuhr er fort und sein Auge belebte sich.

»Hören Sie mich an«, versetzte er dann. »Wenn ich Ihnen die Ereignisse-des heutigen Morgens erzähle, so werden sie meine Freuden errathen.«

Er erhob sich, schob den Riegel vor seine Thür, zog einen alten Vorhang zu, dessen Ringe sich kreischend über die Eisenstange hinwegbewegten, und setzte sich dann wieder.

»Heute morgen«, sagte er dann zu mir, »hatte ich nur zwei Wechsel zu empfangen, weil alle übrigen als Baarzahlung an meine Kunden abgegeben waren. Der erste Wechsel wurde mir durch einen schönen jungen Wann präsentiert. Derselbe war in einem Tilbury vorgefahren. Das Papier war von einer der schönsten Frauen in Paris unterzeichnet welche mit einem reichen Grundeigenthümer vermählt ist. Der zweite Wechsel, der sich auf eine gleiche Summe belief, mußte von einer Dame angenommen sein, denn er war Fanny Malvaut unterzeichnet. Er wurde mir von

einem Leinwandhändler verkauft. Die Gräfin wohnte in der Rue du Helder, und Fanny in der Rue Montmartre. Wenn Sie wüßten, welche romanhaften Vermuthungen ich bildete, als ich heute morgen mein Zimmer verließ! welche stolze Freude ergriff mich, als ich daran dachte, daß die beiden Frauen vielleicht Zahlungsunfähig waren und mich mit einer solchen Achtung empfangen würden, als ob ich ihr Vater sei! Wieviel mußte nicht die Gräfin um der tausend Franken willen thun! . . . Sie mußte eine freundliche Miene annehmen, mußte mit jener sanften Stimme zu mir sprechen, mit der sie vielleicht nur zu dem Indossator den Wechsels spricht; mußte schmeichelnde Worte an mich verschwenden, vielleicht mich bitten und mich . . . «

Bei diesen Worten nahm der Greis eine eiskalte Miene an.

»Ich aber blieb dann unerschütterlich! ich erschien als der Gott der Rache, als ein Gewissensbiß; aber lassen wir die Hypothesen. Ich trete in das Haue der Gräfin.«

»Die Frau Gräfin ist noch nicht aufgestanden,« sagte die Kammerjungfer zu mir.

»Wann wird sie zu sprechen sein?«

»Gegen Mittag.«

»Ist die Frau Gräfin krank?«

»Nein, mein Herr; allein sie ist erst um drei Uhr vom Balle zurückgekehrt.«

»Ich heiße Gobseck . . . sagen Sie ihr meinen Namen. — Ich werde um Mittag wieder hier sein.«

Und ich ging, nachdem ich ein Zeichen meiner Gegenwart auf dem kostbaren Teppich zurückgelassen hatte, welcher die Stufen der Treppe bedeckte.

Dann ging ich in die Rue Montmartre, gelangte zu einem Hause, dessen äußerer Anschein wenig verhiess, schob einem alten Thorweg auf und befand mich nun auf einem jener dunklen Höfe, welche nie von der Sonne beleuchtet werden. Die Loge des Portiers war dunkel und die Fenster derselben glichen den Ärmeln eines Kleides, welches zu lange in der Kirche getragen ist: sie waren fettig, braun und reich an Sprüngen.

»Fräulein Fanny Malvaut?«

»Ist ausgegangen; wenn Sie aber etwa einen Wechsel bringen, so liegt das Geld schon da.«

»Ich werde wieder kommen«, sagte ich. »Da der Portier die Summe hatte, so wollte ich auch das junge Mädchen kennen lernen; ich stellte mir vor, daß es jung sei.«

Ich brachte den Morgen damit hin, daß ich die Kupferstiche betrachtete, welche auf dem Boulevard

ausgestellt waren, und als die zwölfte Stunde schlug, trat ich in den Salon, durch welchen man nach dem Schlafzimmer der Gräfin gelangte.

»Madame hat eben erst geklingelt«, sagte die Kammerjungfer zu mir, »und ich glaube nicht, daß sie bereits zu sprechen ist.«

»Ich werde warten!«

Und ich setzte mich ans einen vergoldeten Lehnstuhl.

Kaum waren die Fensterladen geöffnet, als die Kammerjungfer zurückkam und zu mir sagte:

»Treten Sie ein, mein Herr.«

An dem Tone, mit welchem sie diese Worte aussprach, errieth ich, das ihre Herrin nicht bei Kasse sei. Welch ein herrliches Weib sah ich aber! Sie hatte in der Eile einen Kashmirshawl über ihre nackten Schultern geworfen, der sich so vollkommen an ihre Formen anschmiegte, daß man dieselben deutlich erkannte. Dabei war sie mit einem köstlichen Bademantel verhüllt, welcher so weiß war wie Schnee Ihre schwarzen Haare fielen unbedenklich unter einer niedlichen Nachthaube hervor. Ihr Bett gewährte ein Bild malerischer Unordnung. Man erkannte, daß ihr Schlaf unruhig gewesen sei. Ein Maler würde für sie gezahlt haben, wenn er dadurch die Erlaubniß erhalten

hätte, diese Scene zu betrachten.

Unter den wollüstig übergeworfenen Bettvorhängen erblickte man ein Kopfkissen, das auf einen Pfuhl von blauer Seide geworfen war, und dessen Spitzenbesatz schön von dem blauen Grunde abstach. Auf einem breiten Bärenfelle, welches vor den Löwenfüßen des Bettes von Acajou lag, standen zwei Schuhe von weißer Seide, welche so sorglos abgeworfen waren, daß sie auf die Ermüdung deuteten in welcher die Gräfin vom Balle zurückgekehrt war. Auf einem Stuhle lag ein zerknittertes Kleid, dessen Ärmel auf die Erde hingen. Strümpfe, welche ein Zephyr hätte fortführen können, lagen neben einem Armsessel und weiße Kniebänder waren über die Lehne desselben geworfen. Blumen, Diamanten, Handschuhe, ein Strauß, ein Gürtel lagen unordentlich umher. Wohlgerüche kamen mir entgegen. Ein werthvoller Fächer, der zur Hälfte geöffnet war, lag auf dem Kantine. Die Schubfächer der Kommode waren halb geöffnet. Alles deutete auf Luxus und Unordnung, an Schönheit ohne Harmonie, auf Reichthum und Elend. Die erschlafften Züge der Gräfin glichen diesem Schlafzimmer, in welchem die Trümmer eines Festes umherlagen. Der zerstreuet Plunder erregte mein Mitleid; Abends vorher mochte er allgemeines Entzücken erweckt haben. Er gewährte gewissermaßen

das Bild einer durch die Reue niedergeschmetterten Liebe, das Bild eines üppigem verschwenderischen und geräuschvollen Lebens, das Bild der Anstrengungen eines Tantalus, um unwesentliche Freuden zu erhaschen. Einige rothe Stellen auf dem Anzug der jungen Frau bezeugten die Zartheit ihrer Haut; ihre Züge hatten sich gleichsam verbreitert; der braune Kreis, welcher die Augen umgab, war stärker angedeutet, als gewöhnlich. Dennoch hatte die Natur eine hinreichende innere Kraft, so daß diese Anzeichen einer durchschwärmten Nacht ihre Schönheit nicht verringerten. Ihre Augen leuchteten; sie glich einer jener Töchter des Herodes, welche der Pinsel des Leonardo da Vinci dargestellt hat, denn dieses Gemälde war einst bei mir versetzt. Ihre Lebenskraft war unerschöpft. Nichts Gemeines lag in den Umrissen oder in den Zügen, nichts hemmte den Gedanken. Sie flößte Liebe ein, allein sie schien mir stärker als die Liebe. Sie gefiel mir. Seit langer Zeit hatte mein Herz nicht geschlagen. Ich war schon bezahlt, denn ich gebe mehr als tausend Franken für ein Gefühl, welches mich an meine Jugend erinnert.

»Mein Herr,« sagte sie zu mir und deutete auf einen Stuhl, »würden Sie die Güte haben, zu warten? . . . «

»Bis morgen Mittag, meine Dame,« antwortete ich und steckte den Wechsel wieder ein, den ich ihr

präsentiert hatte . . .

»Früher steht es mir nicht zu, einen Protest aufnehmen zu lassen . . . «

Dann dachte ich: »Zahle für Deinen Luxus, zahle für Deinen Namen, zahle für Dein Glück, zahle für das Vorrecht, dessen Du Dich erfreust. Es gibt Richterstühle, Richter und Schaffote für die Unglücklichen, die kein Brot haben; für Euch aber, die Ihr auf Seide und unter Seide schlafet, gibt es Gewissensbisse, Zähne, deren Fletschen hinter Lächeln verborgen wird und eiserne Krallen, die Eure Herzen ergreifen.«

»Einen Protest! . . . Ist das Ihr Ernst!« rief sie aus und blickte mich an. »Können Sie so rücksichtslos gegen mich handeln! . . . «

»Wenn der König mir Geld schuldet, meine Dame, und er zahlte nicht, so würde ich die Gerichte gegen ihn anrufen . . . «

In diesem Augenblick hörten wir leise an die Kammerthür pochen.

»Ich bin nicht zu sprechen!« rief die junge Frau gebieterisch.

»Emélie, ich möchte Dich dennoch gern sehen . . . «

»Jetzt nicht, mein Lieber«, antwortete sie, und ihre Stimme war zwar weniger hart, aber dennoch ohne

alle Freundlichkeit.

»Du scherzest; denn Du sprichst doch mit Jemand . . . «

Ein Mann der nur der Graf sein konnte, trat plötzlich ein. Die Gräfin blickte mich an. Ich verstand sie. Sie wurde meine Sklavin. Ha! es gab eine Zeit, da ich dumm genug gewesen wäre, in einem solchen Falle keinen Protest einzulegen.

»Was will der Herr?« fragte mich der Graf.

Ich sah die Frau zusammenschauern. Die weiße und sammetne Haut ihres Halses zog sich fröstelnd zusammen. Sie hatte eine Gänsehaut, um uns in dem volksthümlichen Ausdrücke auszusprechen. Ich lachte, ohne daß ich eine meiner Muskeln verzog.

»Der Herr ist einer von meinen Lieferanten,« sagte sie.

Der Graf wandte mir den Rücken, ich aber zog den Wechsel zur Hälfte aus meiner Tasche. Bei dieser unerbittlichen Bewegung kam die junge Frau zu mir und überreichte mir einen Diamanten.

»Nehmen Sie«, sagte sie, »und gehen Sie! . . . «

Ich gab ihr dagegen den Wechsel, empfahl mich und ging. Der Diamant war wenigstens zwölfhundert Franken werth. Auf dem Hofe sah ich zwei köstliche Kutschen stehen, welche gereinigt wurden, Diener



bürsteten ihre Livreen und lackierten ihre Stiefel. Das sind die Gründe, dachte ich, welche diese Leute zu mir führen; um dieses Glanzes willen stehlen sie auf anständige Weise Millionen oder verrathen ihr Vaterland. Um sich nicht zu beschmutzen, indem sie zu Fuß gehen, baden sie sich lieber im Kothe! . . . Gerade in diesem Augenblick öffnete sich der Thorweg und der elegantes Tilbury des jungen Mannes, welcher mir den Wechsel ausgestellt hatte, fuhr auf den Hof.

»Mein Herr,« sagte ich zu ihm, als er aus dem Wagen gestiegen war, »hier sind zweihundert Franken, welche ich Sie bitte, der Frau Gräfin zu übergeben; zugleich mögen Sie ihr mittheilen, daß ich das Pfand, welches ich heute Morgen von ihr empfangen habe, acht Tage lang aufheben werde.« Er nahm die zweihundert Franken und lächelte spöttisch, als hätte er sagen wollen: »Ha, ha! sie hat bezahlt! Nun, desto besser.«

In den Zügen den Mannes las ich die Zukunft der Gräfin.

Ich begab mich in die Rue Montmartre zu Fräulein Fanny. Ich stieg eine kleine, ziemlich steile Treppe hinan, und im fünften Stock wurde ich in eine neu eingerichtete Wohnung geführt, in welcher Alles

außerordentlich sauber war. Nicht das geringste Stäubchen erblickte ich auf den Möbeln, welche, so einfach sie auch waren, dennoch eine köstliche Zierde des Zimmers bildeten. Fräulein Fanny war eine junge Pariserin, mit einem frischen und schönen Köpfchen, kastanienbraunen Haaren und blauen Augen, welche rein waren wie Krystall. Sie war einfach gekleidet. Das Tageslicht, welches zwischen den kleinen Vorhängen der Fenster hindurchfiel, warf einen milden Schein, auf ihre himmlischen Züge. Sie nähete leinen Zeug und zahlreiche Stücke zugeschnittener Leinwand, welche um sie her lagen, kündeten mir ihre gewöhnliche Beschäftigung an. Sie bot mir ein ideales Bild der Einsamkeit. Als ich ihr den Wechsel präsentierte, sagte ich zugleich, das ich sie am Morgen nicht zu Hause angetroffen hätte.

»Die Thürschließerin hatte ja das Geld!« sagte sie.

Ich stellte mich, als verstünde ich sie nicht.

»Das Fräulein geht sehr früh aus, wie es scheint.«

»O! ich bin selten außer dem Hause. Wenn man aber die Nacht hindurch arbeitet, so muß man bisweilen ein Bad nehmen.«

Ich blickte sie an und errieth Alles. Sie stammte aus einer Familie, die vordem reich gewesen war, jetzt aber sich zur Arbeit verurtheilt sah. Aus ihren Zügen

leuchteten Tugend, Bescheidenheit und angeborner Adel. Alles um sie her stimmte zu ihrem Benehmen. Es schien mir, als könne man selbst aus der Luft dieses Zimmers Reinheit und Offenherzigkeit einathmen. Meine Brust hob sich freier. Ich erblickte ein einfaches Bett und über demselben ein Cruzifix, das mit zwei Buchsbaumzweigen geschmückt war. Ich fühlte mich gerührt. Fast hätte ich ihr das Geld lassen können, und den Diamant der Gräfin dazu; allein ich bedachte, daß dieses Geschenk vielleicht ihr Unglück werden könne, und nachdem ich Alles überlegt hatte, behielt ich Alles, um so mehr, da der Diamant für eine Schauspielerin oder eine Braut wohl fünfzehnhundert Franken werth ist. Ueberdies, dachte ich, hat sie vielleicht ebenfalls einen kleinen Vetter, der sich den Diamant zu Nutzen machen und die tausend Franken verzehren könnte.

Als Sie eben eintraten, dachte ich daran, daß Fanny Malvaut ein recht hübsches Weibchen werden könnte.

Vierzehn Tage lang werde ich an dieses reine und einsam Leben denken und es dem der Gräfin entgegensetzen, welche schon mit einem Fuße in dem Laster steht.

»Ja!« fuhr er fort, nachdem er einige Zeit geschwiegen und ich ihn aufmerksam geprüft hatte,

»es hat gewiß einen Werth wenn man auf solche Weise die geheimsten Falten des menschlichen Herzens durchblicken und das Leben Anderen ohne Hülle sehen kann! Es gibt dabei ewig abwechselnde Schauspiele schreckliche Wunden, grausamen Kummer, Scenen der Liebe, Elend, auf das bereits das Wasser der Seine wartet, jugendliche Freuden, die zum Schaffot führen, Lachen der Verzweiflung und prachtvolle Feste. Gestern ein Trauerspiel: ein Vater erhängt sich, weil er seine Kinder nicht mehr ernähren kann; morgen ein Lustspiel: ein junger Mann versucht die Rolle des Herrn Dimanche mit Variationen zu spielen. Ich hörte Mirabeau's Beredsamkeit rühmen. Ich habe ihn zu seiner Zeit selbst gehört, aber nie hat er mich ergriffen. Dagegen hörte ich oft ein verliebtes junges Mädchen sprechen, oder einen alten Kaufmann an dem Abhange eines Bankerotts, eine Mutter, welche den Fehltritt ihres Sohnes verbergen wollte, einen Mann ohne Brot, einen Großen ohne Ehre, und schauderte ob der Macht ihrer Worte. Erhabene Schauspieler spielten sie für mich allein. Aber man täuscht mich nicht. Mein Blick ist gleich dem des Ewigen! er schaut in die Herzen. Nichts ist uns verborgen. Was fehlt mir? ich besitze Alles. Man kann dem nichts verweigern, der die Schnüre eines Beutels zu öffnen und zu schließen hat. Man erkaufte die

Diener und das Gewissen und nennt das Macht. Man erkaufte die Weiber und die zärtlichsten Liebkosungen und nennt das Freude und Schönheit; man erkaufte Alles. Wir sind die stillen und unbekanntenen Könige des Lebens, denn das Geld ist das Leben. Wir sind unser etwas dreißig in Paris. Verbunden durch Gleichheit des Interesses versammeln wir uns an gewissen Tagen in der Woche in einem Kaffeehause bei dem Pont-Neuf. Dort enthüllen wir uns alle Geheimnisse des Geldes. Kein äußerer Glanz kann uns täuschen, denn wir besitzen die Geheimnisse aller Familien und haben eine Art schwarzen Buchs, in welchem die wichtigsten Bemerkungen über den öffentlichen Credit, die Bank und den Handel eingetragen werden. Wir zergliedern die gleichgültigsten Handlungen. Wir sind die Casuisten der Börse. Gleich mir sind alle die Uebrigen dahin gekommen, das sie nach der Jesuiten Vorbilde die Macht und das Geld nur um der Macht und um des Geldes willen lieben. Hier«, fuhr er fort und zeigte auf sein nacktes und kaltes Zimmer, »hier steht mit gefalteten Händen der feurigste Liebhaber, der sich sonst über einen Blick erzürnt und um eines Wortes willen den Degen zieht; hier bitter der stolzeste Kaufmann; hier bittet das Weib, welches am meisten auf seine Schönheit eitel ist; hier bittet der

hochmüthigste Krieger, bitten die berühmtesten Künstler und die Schriftsteller, deren Namen noch die Nachwelt feiern wird; hier ist eine Wage«, fuhr er dann fort und legte die Hand an seine Stirn, »in der man die Erbschaften wägt und ganz Paris! Glaubt Ihr noch, daß es keine Freuden gibt hinter dieser weißen Maske, deren Starrheit Euch so oft mit Staunen erfüllt hat?« fragte er mich und zeigte auf sein bleiches Antlitz, welches nach Geld roch.

Erstaunt kehrte ich auf mein Zimmer zurück. Der kleine dürre Greis hatte für mich größere Verhältnisse gewonnen. Er hatte sich in meinen Augen in ein phantastisches Bild umgewandelt: ich hatte bei ihm die Macht des Geldes erkannt. Das Leben und die Menschen erfüllten mich mit Schauder.

»So ist denn also das Geld der allgemeine Hebel der Dinge?« fragte ich mich.

Ich erinnere mich, daß ich erst sehr spät einschlief. Haufen von Gold erblickte ich um mich. Das Antlitz der schönen Gräfin beschäftigte mich lange Zeit, und zu meiner Schande muß ich gestehen, daß sie vollkommen das Bild jenes sanften und reizenden Geschöpfes verdunkelte, welches sich der Arbeit und Einsamkeit gewidmet hatte.

Allein am folgenden Morgen erschien mir in den

Traumbildern meines Schlummers Fanny's himmlische Gestalt in ihrer ganzen Schönheit, und ich dachte nur noch an sie.

»Wollen Sie ein Glas Zuckerwasser?« unterbrach die Vicomtesse den Anwalt.

»Wenn ich darum bitten darf«, antwortete er.

Frau von Grandlieu klingelte.

»Aber«, sagte sie, »ich erblicke nichts in der Geschichte, was eine Beziehung auf uns hätte . . . «

»Sardanaval! . . . « rief der Anwalt aus, denn es war das sein gewöhnlicher Fluch. »Ich werde Fräulein Camille erst noch aufmerksam machen müssen, daß ihr Glück von dem Vater Gobseck abhängt, und was Fanny Malvaut anbetrifft . . . so kennen Sie dieselbe . . . sie ist meine Frau!«

»Der arme Mann würde das mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit vor zwanzig Personen gestehen!« versetzte die Gräfin.

»Ich würde es dem ganzen Weltall zurufen . . . « sagte der Anwalt.

»Trinken Sie, trinken Sie, mein armer Freund, Sie sind der glücklichste und der beste aller Männer . . . «

»Sie werden noch weiter fortfahren?« fragte Camilla.

»Gewiß.«

»Ich verließ Sie in der Rue du Helder, bei einer Gräfin!« sagte der alte Marquis, indem er aus einem Schlummer erwachte. »Was haben Sie da gemacht? . . . «

---



## Der Anwalt.

Einige Tage nach der Unterhaltung, welche ich mit Herrn Gobseck gehabt hatte, bestand ich meine Prüfung. Ich wurde Licentiat der Rechte und dann Advokat. Das Zutrauen, welches der alte Geizhals zu mir hatte, wuchs noch bedeutend. Er zog mich bei den schwierigen Angelegenheiten zu Rathe, in welche er sich mit einer unglaublichen Kühnheit einließ, freilich aber, ohne mir etwas für meinen Rath zu zahlen; und dieser Mann, über den Niemand die geringste Herrschaft zu erringen vermochte, befolgte meine Winke mit einer Art von Achtung. Wahr ist es, daß er sich dabei stets wohl befand. An dem Tage, an welchem ich zum ersten Schreiber der Schreibstube ernannt wurde, in welcher ich seit drei Jahren gearbeitet hatte, verließ ich das Haus in der Rue des Grès und zog zu meinem Patron der mir Tisch und Wohnung gab.

Als ich Abschied von dem Wucherer nahm, bezeugte mir dieser weder eine Freude, noch ein Bedauern. Er forderte mich nicht auf, ihn bisweilen zu besuchen, wohl aber warf er auf mich einen jener tiefen Blicke, welche bei ihm gewissermaßen die

Gabe des zweiten Gesichts zu verrathen schienen.

Nach acht Tagen erhielt ich einen Besuch von meinem alten Nachbar. Er befragte mich wegen einer ziemlich schwierigen Angelegenheit. Es war das eine Expropriation. Er fuhr fort, unentgeltlichen Rath von mir zu verlangen und benahm sich dabei so frei, als ob er mich theuer bezahlte. Gegen Ende des zweiten Jahres befand sich mein Patron, ein genußsüchtiger und sehr verschwenderischer Mann, in bedeutender Verlegenheit. Er war gezwungen, seine Schreibstube zu verkaufen. Damals es war das 1816, hatten die Schreibstuben noch nicht jenes ungeheuren Werth erlangt, zu welchem sie jetzt gestiegen sind, so daß mein Patron dieselbe fast verschenkte, indem er siebzigtausend Franken verlangte: Ein thätiger, unterrichteter, verständiger Mann konnte diese Summe in zwei Jahren verdienen, wenn er nur Zutrauen einflöbte.

Ich besaß keinen Kreuzer und kannte in der ganzen Welt keinen andern Kapitalisten, als den Vater Gobseck. Ein ehrsüchtiger Gedanke und ein Schein der Hoffnung verliehen den Muth, zu dem Wucherer zu gehen.

Eines Abends machte ich mich demnach mit langsam Schritten nach der Rue des Grès. Mein Herz

schlug lebhaft, als ich an die düstere Thür pochte. Ich erinnerte mich an Alles das, was ehemals der alte Geizhals zu mir gesagt hatte, als ich noch fern war, die Heftigkeit der beängstigenden Gefühle zu ahnen, welche an der Schwelle dieser Thür begannen. Auch ich wollte ihn jetzt bitten, wie vor mir so viele Andere.

»Nein«, dachte ich, »ein rechtschaffner Mann muß allenthalben seine Würde behaupten. Man muß nie mit Gemeinheiten seinen Reichtum erkaufen.«

Seit ich aus dem Hause gezogen war, hatte der Vater Gobseck in der Mitte seiner Thür eine kleine Klappe anbringen lassen, und er öffnete nicht eher, bis er mich durch die Klappe erkannt hatte.

»Nun,« sagte er mit seiner feinen und flötenden Stimme, »es scheint, als werde Ihr Patron seine Schreibstube verkaufen?«

»Woher wissen Sie das? Bisher hat er es nur mir gesagt.«

Die beiden Lippen des Greises zogen sich wie Vorhänge nach den Winkeln des Mundes zurück; dann folgte auf dieses stumme Lächeln ein gewichtiger und kalter Blick.

»Es bedurfte dieses Grundes, um Sie bei mir zu sehen«, fuhr er dann in einem trocknen Tone nach

einer Pause fort, während ich im höchsten Grade verlegen da stand.

»Hören Sie Mich an. Herr Gobseck«, sagte ich mit so viel Ruhe, wie ich zu erheucheln vermochte, denn der Greis richtete Blicke auf mich, deren Feuer mich mit einer innern Angst erfüllte.

Er nickte mir mit dem Kopfe zu, als hätte er damit sagen wollen: »Reden Sie.«

»Ich weiß, daß es sehr schwierig ist, Sie zu rühren; daher werde ich auch meine Beredsamkeit nicht verschwenden, um Ihnen die Lage eines elternlosen Jünglings zu schildern, der nicht einen Pfennig hat, nur auf Sie hofft und kein anderes Herz in der Welt kennt, als das Ihrige; dem er seine Besorgniß wegen der Zukunft anvertrauen könnte. Das ist Alles sehr schön; allein Geschäftssachen werden wie Geschäftssachen abgeschlossen, nicht aber mit Empfindsamkeit, wie Romane. Also zur Sache: die Schreibstube meines Partrons bringt jetzt dreißigtausend Franken jährlich ein, und ich hoffe, das ich die Einnahme derselben bis auf fünfzigtausend erhöhen werde. Er, will sie für siebzigtausend Franken verkaufen, und wollten Sie mir die zur Erwerbung nöthige Summe vorstrecken, so fühle ach die Kraft in mir, dieselbe binnen zwei Jahren wieder abzutragen.«

»Das heißt reden . . . « sagte der Vater Gobseck mit sanfter Stimme, reichte mir die Hand und drückte mir dieselbe.

»Seit ich mich mit Geschäftssachen abgebe,« fuhr er dann fort, »hat mir noch Niemand auf so offene Weise die Gründe seines Besuchs auseinander gesetzt. — Bürgschaften?« fragte er dann und maß mich mit seinen Blicken vom Haupt bis zu den Füßen. — »Keine. — Wie alt sind Sie? . . . «

»Siebenundzwanzig Jahre . . . « antwortete ich.

»Bringen Sie mir morgen früh Ihren Geburtsschein, und sich werde dann weiter mit Ihnen über die Angelegenheiten sprechen. Ich werde die Sache überlegen.«

Am andern Tage war ich um acht Uhr Morgens bei des Greise. Er nahm den von der Mairie ausgestellten Geburtsschein aus meinen Händen, setzte seine Brille auf, hustete, spuckte aus, zog seinen schwarzen Schlafrock enger um sich zusammen, las den Schein durch, betrachtete das Papier von hinten und von vorn, hustete und spuckte wieder, gab mir dann den Geburtsschein zurück, rückte auf seinem Stuhle zur Seite und sagte dann zu mir:

»Die Sache ließe sich vielleicht machen . . . «

Ich zitterte vor Freude.

»Ich ziehe jedoch fünfzehn Prozent von meinen Geldern«, fuhr er fort.

Bei diesen Worten erbleichte ich.

»Da wir aber mit einander bekannt sind, so will ich mich mit zwölf Prozent Zinsen begnügen, sind Sie damit zufrieden?«

»Ja«, antwortete ich.

»Wenn es Ihnen aber zu viel ist«, fuhr er fort, »so sagen Sie es; ich verlange zwölf und ein halb Prozent von Ihnen; sehen Sie aber zu, ob Sie so viel bezahlen können? Ich liebe die Leute nicht, die in Alles einwilligen, Ist es zu viel?«

»Nein«, sagte ich, »ich werde meinen Verpflichtungen nachkommen, wenn ich etwas mehr Arbeit auf mich nehme.«

»Wetter! Ihre Klienten werden also bezahlen müssen!«

»Nein, bei allen Teufeln nicht!« rief ich aus, »ich werde bezahlen! Lieber will ich mir die Hand abhauen, als Jemand schinden . . . «

»Schlafen Sie wohl . . . « sagte der Vater Gobseck.

»Die Honorare sind ja festgesetzt . . . « entgegnete ich ihm.

»Nicht in allen Fällen«, versetzte er. »Sie können tausend, zehntausend Franken mehr aufsetzen, je nach

der Wichtigkeit der Angelegenheiten, für Ihre Berathungen mit den Clienten, für Ihre Wege, für Ihre schriftlichen und mündlichen Arbeiten. Man muß sich nur auf solche Angelegenheiten verstehen. Ich werde Sie als den geschicktesten und gelehrtesten Anwalt empfehlen und Ihnen alle einträglichen Prozesse zuschicken, so daß Ihre Collegen vor Neid platzen sollen; Werbrust, Palma, Gigonnet, meine Collegen werden Sie mit ihren Expropriationen beauftragen, und Gott weiß, wie viel sie deren haben! Somit bekommen Sie eine doppelte Kundschaft! Diejenige, welche Sie erkaufen, und diejenige, welche ich Ihnen verschaffe . . . Sie sollten mir eigentlich fünfzehn Prozent für meine siebzigtausend Franken geben.«

»Auch das mag sein!« sagte ich.

Der Vater Gobseck wurde außerordentlich freundlich.

»Ich werde selbst das Geld für die Schreibstube Ihres Patrons zahlen, damit ich mir eine möglichst sichere Hypothek verschaffe.«

»O! thun Sie Alles, was Sie wollen, um sich sicher zu stellen . . . «

»Dann stellen Sie mir für das gezahlte Geld siebzig aaccentirte Wechsel aus, jeden für die Summe von tausend Franken.«

»Vorausgesetzt, daß ich mich auf die doppelte Clientschaft verlassen kann . . . «

»Warum wollen Sie weniger Zutrauen zu mir haben, sie ich zu Ihnen?« rief Gobseck aus.

Ich schwieg.

»Überdies«, fuhr er dann in einem gutmüthigen Tone fort, »besorgen Sie alle meine Angelegenheiten, so lange ich lebe, ohne dafür ein Honorar zu verlangen; nicht wahr?«

»Es sei, vorausgesetzt, daß ich dabei keine Vorschüsse zu machen habe . . . «

»Sie haben Recht«, sagte er; »Nun«, fuhr dann der Greis fort, der sich alle mögliche Mühe gab, um ein gutmüthiges Aussehen anzunehmen, »Sie erlauben mir also, daß ich Sie besuche?«

»Sie werden mir damit eine große Freude machen . . .«,

»Des Morgens wird es aber nicht gut gehen, Sie haben Ihre Geschäfte und ich die meinigen.«

»Kommen Sie des Abends.«

»O nein!« antwortete er rasch. »Abends müssen Sie Ihre Klienten besuchen und ich meine Freunde in unserer Kaffeehause.«

»Nun, dann kommen Sie zur Zeit des Mittagessens!«



»Ganz recht,« sagte Gobseck. »Noch der Börse, um fünf Uhr . . . Sie werden mich alle Mittwochen und Sonnabende sehen. Wir sprechen dann wie ein Paar Freunde von unsern Angelegenheiten. Ich kann außerordentlich heiter sein, wenn ich ein Rebhuhn und ein Glas Champagner vor mir habe.«

»Es mag auch um das Rebhuhn und um das Glas Champagner sein!«

»O! machen Sie keine Narrheiten, Sie würden mein Zutrauen verlieren. Richten Sie kein großes Haus ein. Nehmen Sie nur eine alte Haushälterin an! Wenn ich Sie zu besuchen wünsche, so geschieht das nur, um mich von Ihrem Wohlbefinden zu überzeugen und von dem guten Fortgange Ihrer Geschäfte . . . Nun, kommen Sie heute Abend mit Ihrem Patron.«

»Darf ich Sie wohl fragen, wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen«, fragte ich den kleinen Greis, als ich auf der Schwelle der Thür stand, »was mein Geburtsschein mit der Sache zu thun hat?«

Herr Gobseck schulterte sich, lachte dann boshaft und antwortete:

»Wie dumm doch die Jugend ist! . . . Wissen Sie also, mein Herr Anwalt, daß man vor dem dreißigsten Jahre die Rechtschaffenheit und das Talent noch einigermaßen als Hypothek ansetzen kann; nach

diesem Alter aber kann man nicht mehr viel auf einen Menschen rechnen.«

Damit schloß er seine Thür. Einen Monat später war ich Anwalt. Bald hatte ich das Glück, meine Dame, die Wiederherstellung Ihres Vermögens leiten zu können. Ich gewann diesen Prozeß wurde dadurch bekannt und binnen zwei Jahres war ich ungeachtet der ungeheuren Zinsen, die ich an Gobseck zu zahlen hatte, frei von allen Verpflichtungen und Besitzer eines anständigen Vermögens. Dann heirathete ich Fanny Malvaut. Wir liebten uns aufrichtig, und die Gleichartung unserer Lage, unserer Arbeiten und Erfolge verband mit der Reinheit unserer Gefühle etwas Rührendes.

Seit jenem Tage ist mein Leben ein glückliches und gesegnetes gewesen. Sprechen wir daher nicht mehr von mir, denn nichts ist so unerträglich, als von dem Glücke eines Menschen zu hören.

Einen Monat nach dem Ankauf meiner Schreibstube fand ich mich fast wider meinen Willen zu einem Junggesellenfrühstück gezogen. Dieses Mahl war die Folge einer Wette, welche einer meiner Collegen gegen einen jungen Mann verloren hatte, der damals in der eleganten Welt ein großes Aufsehen erregte.

Dieser Geck genoß eines ungemeinen Ansehens. Er war die Blüthe des Dandyismus der damaligen Zeit. Niemand wußte sich geschmackvoller zu kleiden, Niemand besser einen Tandem zu leiten. Alle Frauen waren in ihn vernarrt. Er verstand sich auf Pferde, Hüte, Gemälde. Mehr als hunderttausend Franken verzehrte er jährlich, ohne daß er irgend ein Eigenthum, irgend ein Vermögen gehabt hätte. Er verstand mit mehr Anmuth zu spielen zu essen und zu trinken, als irgend Jemand in der Welt. Er war der Typus der irrenden Ritterschaft unserer Salons, unserer Boudoirs und unserer Boulevards; so eine Art Amphibium halb Mann und halb Weib; war ein einziges Wesen, zu Allem gut und zu Nichts tauglich; gefürchtet und verachtet, verstand Alles und wußte Nichts, war eben so bereit eine Wohlthat zu vollbringen, wie ein Verbrechen zu begehen, bald edel, bald niederträchtig, mehr mit Koth beschmutzt als mit Blut befleckt; kannte wohl den Kummer, nicht aber die Reue, hielt mehr auf die Verdauung, als auf das Denken, heuchelte Liebe und fühlte Nichts: kurz, er war ein glänzender Ring, der den Bagno mit der höhern Gesellschaft verknüpfte. Mit einem Worte, er war ein Mann, der zu jener ungemein geistesstarken Klasse gehörte, aus welcher bisweilen ein Mirabeau, ein Pitt, ein Richelieu hervorgeht, die aber noch öfter

Männer liefert, wie Jeffries, Laubardemont und Coignard.

Ich hatte schon viel von diesem Menschen sprechen gehört, aber eben so oft die gefährliche Ehre vermieden, mit ihm zusammenzutreffen. Dennoch bat mich mein College so sehr, daß ich an dem Frühstück Theil nehmen möchte, daß ich mich demselben nicht entziehen konnte, ohne für altväterlich gehalten zu werden.

Es möchte Ihnen schwer fallen, ein Junggesellenfrühstück zu begreifen. Es herrscht dabei eine Pracht und ein Aufwand, die im Punkte der Bedienung und der Speisen selten sind. Es ist der Luxus eines Geizhalses, der aus Eitelkeit für einen Tag üppig wird. Wenn man eintritt, so wundert man sich über die Ordnung, welche auf den mit damastenen Tüchern belegten und von Silber und Krystall glänzenden Tischen herrscht. Dieser Prunk grenzt an das Wundersame. Das Leben erscheint dabei in seiner Blüthe. Die jungen Leute sind frisch und heiter. Sie lächeln und reden mit leiser Stimme. Sie gleichen jungen Bräuten, um die sich Alles noch jungfräulich gestaltet. Zwei Stunden später geht es dagegen wie auf einem Schlachtfelde nach dem Treffen. Allenthalben zerbrochene Gläser, auf der Erde zertretene und zerknitterte Servierten hier und da Reste von Speisen,

die uns mit Widerwillen erfüllen; dann vernimmt man ein Geschrei, das einem die Ohren zerreißt, scherzhafte Trinksprüche, ein Plnklerfeuer von Epigrammen und schlechten Witzen; die Gesichter sind glühend roth, die entzündeten Augen sagen nichts mehr, aber der Mund ist zu einem so unwillkürlichen Vertrauen hingerissen daß er Alles sagt.

Inmitten dieses hllischen Lärms zerbrechen die Einen ihre Flaschen, stimmen Andere Gesänge an. Es erheben sich, Gerüche, die von hundert riechenden Dingen ausgehen, es wird ein Lärmen laut, der aus hundert Stimmen zusammengesetzt ist. Man weiß nicht mehr, was man it, was man trinkt, was man sagt. Einige sind traurig, Andere plaudern; dieser ist Monomane und wiederholt ewig dasselbe Wort, wie eine Glocke, die in Bewegung gesetzt ist, ewig denselben Ton wiederholt; Jener will das Toben stillen; der Klgste schlägt eine Orgie vor. Trte ein kaltbltiger Mann ein, so würde er glauben, zu einer Bacchusfeier versetzt zu sein.

Es war inmitten eines solchen Tumults, von welchem Sie sich auf keine Weise einen Begriff zu machen vermögen, als das Haupt dieses klassischen Festes sich in mein Gunst einzuschmeicheln suchte. Ich hatte so ziemlich meine Vernunft behauptet und war auf meiner Hut. Was ihn betraf, so stellte er sich

zwar, als sei er anständig betrunken, aber dennoch war er kaltblütig und dachte nur an seine Angelegenheiten. Ich weiß in der That nicht, wie es kam, als ich aber Grignon's Salon verließ, es war gegen neun Uhr Abends, da hatte er mich vollkommen bezaubert und ich ihm versprochen, daß ich ihn am folgenden Tage zu Herrn Gobseck geleiten wollte.

Die Worte: Ehre, — Tugend, — Gräfin, — edle Frau, — Unglück waren durch seine gewandte Zunge wie durch einen Zauber in seine Reden eingeflochten. Als ich am folgenden tu Morgen erwachte und mich dessen erinnern wollte, was ich es Abends vorher gesagt und gethan hatte, vermochte ich kaum an einige Gedanken zu verbinden. Nur so viel wußte ich noch, daß irgend eine Gräfin in Gefahr schwebe, ihren Ruf, die Achtung und die Liebe ihres Gemahles zu verlieren, wenn sie nicht bis zum folgenden Tage etwa fünfzigtausend Franken in den Händen hätte. Sie hatte Spielschulden gemacht, hatte Geld in der Lotterie verloren, Rechnungen des Wagenbauers zu bezahlen, und mein zauberischer Zechgenosse hatte mich versichert, daß sie reich genug sei, um von den Ersparnissen einiger Jahre den ihrem Vermögen zugefügten Stoß wieder gut zu machen.

Ich begann nun zu begreifen, weßhalb mein College mich ist so eifrig zu der Theilnahme an dem

Frühstück beredet hatte; muß aber zu meiner Schande gestehen, daß ich nicht ahnete, wie wichtig es für meinen Verführer war, sich mit Herrn Gobseck wieder zu versöhnen.

Als ich mich von meinem Bette erhob, trat der junge Fashionable ein.

»Mein Herr Vicomte«, sagte ich zu ihm, nachdem ich die üblichen Begrüßungen mit ihm gewechselt hatte, »ich sehe nicht ein, warum Sie meiner bedürfen, um sich zu Herrn Gobseck zu begeben. Er ist der höflichste und gefälligste von allen Kapitalisten. Er wird Ihnen Geld geben, wenn er dessen hat, oder vielmehr, wenn Sie ihm eine hinreichende Bürgschaft gewähren . . . «

»Mein Herr«, antwortete er mir, »ich will Sie keineswegs zwingen, mir einen Dienst zu leisten, wenn Sie auch mir Wort gegeben haben . . . «

»Sardanaval!« dachte ich, soll der Mann von mir glauben, daß ich mein Wort nicht halte?

»Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen gestern mitzutheilen, daß ich mich zu sehr ungelegener Zeit mit dem Papa Gobseck verunwilligt habe; und da Niemand in Paris ist, als er, der auf der Stelle und an dem Tage nach einem Monatsschlusse so ein hunderttausend Franken ausspucken könnte, so hatte

ich sie gebeten mich mit ihm zu versöhnen . . . Aber, sprechen wir nicht mehr davon.«

Er blickte mich auf eine höfliche, aber beleidigende Weise an und wollte gehen, als ich zu ihm sagte:

»Ich bin bereit, Sie zu begleiten.«

Als wir in die Rue des Grès kamen, schaute der junge Mann mit einer Aufmerksamkeit und Unruhe um sich, die mich in Staunen versetzte. Sein Antlitz wurde abwechselnd bleifarben, glühendroth und gelb. Er war von einer furchtbaren Angst ergriffen; denn Schweißtropfen traten auf seine Stirn, als er die Thür des Hauses erblickte, in welchem Herr Gobseck wohnte.

Als wie aus dem Tilbury stiegen, fuhr ein Fiacker in die Straße des Grès. Dem jungen Manne erlaubte sein Falkenauge, in dem Hintergrunde jener Kutsche eine Frau zu erblicken, und ein Ausdruck fast wilder Freude belebte sein Antlitz. Er rief einem Knaben zu, welcher vorüberging, und trug ihm auf sein Pferd zu halten.

Wir stiegen zu dem alten Geizhalse hinauf.

»Vater Gobseck«, sagte ich zu ihm, »ich stelle Ihnen hier einen meiner vertrautesten Freunde vor . . . dem ich den Teufel nicht traue«, sagte ich dem Greise in das Ohr. »Würden sie ihm wohl um meinetwillen



Geld gegen den gewöhnlichen Zinssatz borgen und ihn aus einer Verlegenheit ziehen?« fuhr ich fort.

»Wenn wir einig werden können . . . «

Der Vicomte verneigte sich gegen den Wucherer, setzte sich und nahm eine jener hofmännischen Haltungen an, deren anmuthige Gemeinheit unmöglich zu beschreiben ist.

Der Vater Gobseck war ruhig und regungslos auf seinem Stuhle neben dem Kamine sitzen geblieben. Er glich der Statue Voltaire's unter dem Peristyl des Theater Français. Zum Gruße lüftete er ganz leicht das abgenutzte graue Käplein, mit welchem er sein Haupt bedeckte, und der geringe Theil seines gelben Schädels, den er zeigte, vollendete seine Ähnlichkeit mit dem Marmor.

»Ich habe nur für meine Kunden Geld!« sagte der Wucherer.

»Sie sind also böse darüber, daß ich bei einem Andern gewesen bin, um mich zu Grunde richten zu lassen?« fragte der junge Mann lachend.

»Ja Grunde richten zu lassen?« versetzte der Vater Gobseck in einem spöttischen Tone.

»Wollen Sie etwa damit sagen, daß man einen Mann, der nichts hat, nicht zu Grunde richten kann' . . . Ich glaube nicht, daß Sie in Paris ein

schöneres Kapital finden können, als mich!« sagte der Fashionable, indem er sich erhob und auf seinem Absatze umdrehte.

Dieser fast ernstlich gemeiner Witz vermochte Gobseck nicht zu erregen.

»Bin ich nicht die glänzendste Industrie?«

»Wahrhaftig!«

»Sie machen aus mir einen Schwamm und ermuthigen mich, daß ich mich mitten in der Welt vollsaugte; Ihr seid aber ebenfalls Schwämme und der Tod wird Euch ausdrücken!«

»Möglich!«

»Was wäret Ihr ohne die Verschwender? Wir Beide bilden zusammen Seele und Körper.«

»Richtig . . . «

»Nun, die Hand darauf, mein alter Gobseck, und seid großmüthig . . . wenn das wahrhaftig, möglich und richtig ist.«

»Sie kommen zu mir«, antwortete der Wucherer mit Kälte, »weil Girard, Palma, Werbrust und Gigonnet den Wagen voll von Ihren Wechseln haben. Sie bieten dieselben überall mit fünfzig Prozent Verlust aus; da sie aber wahrscheinlich nur die Hälfte des Werthes baar bezahlt haben, so sind jene Wechsel nur fünfundzwanzig Prozent werth . . . «

»Gehorsamer Diener.«

»Kann ich einem Manne, der dreißigtausend Franken schuldig ist und nicht einen Heller besitzt, auch nur einen Kreuzer borgen?« fuhr Gobseck fort. »Ueberdies haben Sie vorgestern auf dem Balle bei Herrn Lafitte erst zehntausend Franken verloren.«

»Mein Herr«, antwortete der junge Mann mit einer seltenen Unverschämtheit und trat dem Greise einige Schritte näher, »meine Verhältnisse gehen Sie nichts an. Wer Frist hat, schuldet nichts.«

»Wahrhaftig!«

»Meine Wechsel werden bezahlt werden.«

»Möglich!«

»Und in diesem Augenblick fragt es sich nur, ob ich Ihnen eine hinreichende Bürgschaft für die Summe gewähre, welche ich von Ihnen borgen will . . . «

»Richtig.«

Ein Fiaker rollte über die Straße und hielt an vor der Thür.

»Ich werde jetzt etwas holen, wodurch Sie vielleicht befriedigt werden«, sagte der junge Mann.

»O, mein Sohn!« sagte der Vater Gobseck, als der Borger sich entfernt hatte, erhob sich und reichte mir die Arme entgegen, »Du rettetest mir das Leben! Ich wäre daran gestorben: Werbrust und Gigonnet haben

mir einen Possen zu spielen geglaubt: Dir verdanke ich es, daß ich heute Abend auf ihre Unkosten lachen kann.«

In der Freude des Greises lag etwas Grausenhaftes. Das war das erste Mal, daß er sich gegen mich so heiter gezeigt hatte, und nie werde ich diese Heiterkeit vergessen obgleich sie nur einen flüchtigen Augenblick dauerte.

»Gewähren Sie mir die Freude und bleiben Sie hier . . . « fuhr er fort; »ich bin zwar bewaffnet und kann mich auf meinen Dolch verlassen allein ich traue dem Menschen doch nicht . . . « Mit diesen Worten setzte er sich auf seinen Armstuhl vor den Schreibtisch. Sein Antlitz wurde wieder ruhig und ausdruckslos. Dann fuhr er fort, indem er sich zu mir wandte: »Ohne Zweifel werden Sie eine Dame sehen von der ich Ihnen bereits früher erzählt habe, denn ich höre auf dem Corridor weibliche Schritte.«

In der That kehrte der junge Mann zurück, während er eine Dame führte, die mir fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt zu sein schien. Sie war von bemerkenswerther Schönheit und ich erkannte leicht in ihr jene Gräfin deren Verlegenheit und Angst Gobseck mir ehemals geschildert hatte. Als sie in das kalte und düstere Zimmer des Wucherers trat, warf sie

einen mißtrauischen Blick auf den Vicomte. Sie war so schön daß ich sie ihrer Fehler ungeachtet bemitleidete. Sie duldete innerlich und man sah, daß ihr Herz von schrecklicher Angst gefoltet wurde. Ihre edlen und stolzen Züge hatten einen krampfhaften Ausdruck. Ich glaubte zu errathen daß dieser Mann gewissermaßen ihr böser Geist geworden sei. Ich bewunderte den Vater Gobseck, der drei Jahre früher das Loos dieser beiden Personen aus einem einzigen Wort, nach einer Bewegung, nach einer Betonung ihrer Rede richtig errathen hatte.

»Wahrscheinlich beherrscht er sie durch alle möglichen Mittel«, dachte ich; »durch die Eitelkeit der Eifersucht, die Freude und die weltlichen Vergnügungen. Selbst die Tugenden dieses Weibes sind Waffen für ihn; er läßt sie Thränen der Aufopferung vergießen er benutzt den ihrem Geschlechte eigenthümlichen Edelmuth, er mißbraucht ihre Liebe und verkauft ihr die verbrecherischen Freuden theuer genug.«

»Ich gestehe Ihnen Camille«, fuhr der Anwalt fort, in er sich an Fräulein von Grandlieu wandte, »daß ich nur darum das Loos dieses unglücklichen Weibes nicht beweinen konnte, das so glänzend in den Augen der Welt erschien und so grausenhaft für den welcher in seinem Herzen las, weil ich vor Schauder erbeben

mußte, indem ich seinen Mörder betrachtete, diesen jungen Mann dessen Stirn so rein dessen Mund so frisch, dessen Lächeln so anmuthig, dessen Zähne so weiß, dessen Haut so weich war, daß er einem Engel glich.«

In diesem Augenblicke standen Beide vor ihrem Richter, der sie mit der strengen Kälte eines alten Dominikaners prüfte, der im sechzehnten Jahrhundert in den Marterkammern eines Inquisitions-Gebäudes Ketzer foltern ließ.

»Mein Herr«, sagte sie mit zitternder Stimme, »gibt es ein Mittel, den Werth für diese Diamanten zu erlangen? . . . «

Sie reichte ihm ein Kästchen hin.

»In, dem ich mir das Recht, sie wieder zu kaufen vorbehalte . . . «

»Ja, Madame«, antwortete ich, »es tritt dabei das ein, was wir den Vorbehalt eines Neukaufs nennen . . . man tritt ein bewegliches oder unbewegliches Eigenthum für eine bestimmte Zeit an einen Andern ab und kann bis zum Ablauf dieser Zeit gegen eine bestimmte Summe in den Besitz seines Eigenthums zurückkehren.«

Sie athmete leichter auf.

Der Vicomte runzelte die Stirn denn er befürchtete,

daß der Wucherer nun weniger auf die Diamanten zahlen würde, da der Werth derselben überdies einem häufigen Fallen und Steigen ausgesetzt ist.

Gobseck saß regungslos auf seinem Stuhle. Er hatte seine Loupe ergriffen und betrachtete schweigend das Kästchen.

Wenn ich hundert Jahre lebte, so würde ich doch nimmer das wundersame Gemälde vergessen welches uns sein Antlitz darbot. Seine bleichen Wangen hatten sich gefärbt. Aus seinen Augen strahlte ein übernatürliches Feuer. Er erhob sich, trat an das Fenster und hielt die Diamanten nahe an seinen zahnlosen Mund, als wollte er sie verschlingen. Das Funkeln dieses wunderschönen Schmucks schien sich in seinen Augen zu wiederholen. Er stammelte unverständliche Worte. Er betrachtete abwechselnd die Armbänder, die Girandolen, den Halsschmuck, die Diademe und hielt Alles dem Lichte entgegen, um das Wasser, das Feuer und den Schnitt zu beurtheilen. Er nahm die Schmucksachen aus dem Kästchen legte sie wieder in dasselbe, nahm sie nochmals heraus und ließ sie dann spielen um das ganze Feuer der edlen Steine zu genießen indem er mehr Kind war, als Greis, oder vielmehr Kind und Greis zu gleicher Zeit.

»Schöne Diamanten! — Die hätten vor der

Revolution dreihunderttausend Franken gekostet! — Welches Wassers Schöne Diamanten! — Kennen Sie den Preis . . . Nein, nein, nur Gobseck vermag in Paris so etwas zu würdigen . . . Noch unter der Kaiserzeit hätte man einen solchen Schmuck mit zweihunderttausend Franken bezahlt . . . «

Dann machte er eine verächtliche Miene und versetzte:

»Jetzt sinken die Diamanten mit jedem Tage! Brasilien und Asien überschwemmen uns seit dem Frieden mit Diamanten . . . Man trägt deren nur noch bei Hofe . . . «

Während er diese schrecklichen Worte aussprach, prüfte er dennoch mit unsäglicher Freude einen der Steine nach dem andern.

»Ohne Tadel — Da ist ein Flecken — Da ist ein Riß. — Ein schöner Diamant.«

Und sein bleiches Antlitz wurde von dem Feuer dieses Edelgesteins so überstrahlt, daß mit dasselbe gleich jenen alten grünlichen Spiegeln vorkam, die man in den Wirthshäusern der Provinz findet und die dem Reisenden der kühn genug ist, sich in ihnen zu beschauen das Antlitz eines in Ohnmacht Fallenden zurückstrahlen.

»Nun?« fragte der Vicomte und schlug Gobseck auf



die Schulter.

Das alte Kind zitterte. Er nahm seine Brille ab, legte sie auf den Schreibtisch, setzte sich, wurde wieder Wucherer und hart, kalt und höflich, gleich einer Marmoksäule.

»Wie viel bedürfen Sie?«

»Hunderttausend Franken auf drei Jahre . . . «

»Möglich!«

Dann zog er aus einem Acajou-kästchen eine Wage hervor, welche unschätzbar wegen ihrer Genauigkeit war. Er wägte die Steine und schätzte nach dem Anblick das Gewicht der Fassung. Während dieser Handlung schienen Freude und Ernst in Gobsecks Zügen mit einander zu ringen. Sein cadaverartiges Antlitz, welches durch den Glanz der Steine erleuchtet wurde, hatte etwas Grausiges.

Die Gräfin stand regungslos da und war in einen Stumpfsinn versunken, den ich mir zu deuten wußte. Es schien mir, als begriffe sie jetzt das ganze Grausen des Abgrundes, an welchem sie stand. Noch war die Reue in dem Herzen dieses Weibes nicht erstorben, und vielleicht bedurfte es nur einer Bemühung nur einer liebevollen Hand, um sie zu retten. — Ich versuchte das.

»Diese Diamanten gehören Ihnen, meine Dame?«

fragte ich sie mit bestimmter Stimme.

Sie erbehte.

»Ja, mein Herr . . . « antwortete sie und warf einen stolzen Blick auf mich.

»Wollen Sie den Neukaufs-Vertrag aufsetzen?« fragte mich Gobseck, indem er sich erhob und mir seinen Platz an dem Schreibtische einräumte.

»Madame ist ohne Zweifel verheirathet?« fragte ich.

Sie nickte rasch mit dem Kopfe.

»Ich werde den Vertrag nicht aufsetzen!« sagte ich.

»Und warum nicht?« fragte Gobseck.

»Warum nicht?« wiederholte ich und zog dann den Greis an ein Fenster, um mit ihm einige Worte leise zu reden; »diese Frau sieht unter der Gewalt ihres Mannes, der Neukauf ist demnach nichtig und Sie können sich nicht mit der Unkenntnis der Sachlage entschuldigen. Der Vertrag selbst würde beweisen . . . «

Gobseck unterbrach mich mit einem Kopfnicken und wandte sich dann zu den beiden Schuldigen:

»Achtzigtausend Franken baares Geld und Sie lassen mir die Diamanten als mein Eigenthum! . . . « sagte er mit bestimmter Stimme.

»Aber . . . « versetzte der junge Mann.

»Es sieht bei Ihnen, die Diamanten wieder zu nehmen«, versetzte Gobseck und reichte der Gräfin das Kästchen zurück.

Ich neigte mich zu dieser und sagte ihr in das Ohr.

»Sie thun besser, Sie werfen sich Ihrem Manne zu Füßen! . . . «

Der Wucherer verstand ohne Zweifel meine Worte aus der Bewegung meiner Lippen und warf mir einen Blick zu, in welchem etwas Höllisches lag.

Das Antlitz des jungen Mannes wurde bleifarben; denn offenbar zögerte die Gräfin. Er näherte sich ihr und ich vernahm seine Worte, obgleich er sehr leise sprach:

»Lebe wohl, Emélie, sei glücklich! Was mich betrifft, so werde ich morgen keinen Kummer mehr haben.«

»Mein Herr«, sagte die junge Frau und wandte sich an Gobseck, »ich nehme Ihr Anerbieten an.«

»Wohlan denn!« antwortete der Greis, »Sie gehen nicht gern zur Beichte, meine schöne Frau.«

Er unterzeichnete eine Anweisung auf fünfzigtausend Franken, zahlbar bei der Bank und übergab dieselbe der Gräfin.

»Jetzt«, fuhr er dann mit einem Lächeln fort, welches dem des Herrn von Voltaire glich, »werde ich

die Summe durch dreißigtausend Franken in Wechseln vervollständigen deren Güte Sie mir nicht streitig machen werden. Sie sind so gut wie Gold in Barren.«

Damit überreichte er die von dem Vicomte akzeptierten und sämtlich auf Ansuchen eines seiner Collegen Tages zuvor protestierten Wechsel, die er wahrscheinlich zu einem höchst geringen Preise eingekauft hatte. Die Züge des jungen Mannes gewannen einen Ausdruck, welcher grausenhafter war, als der eines wüthenden Tigers. Er stieß einen Schrei des Zornes aus und rief: »Alter Schurke! . . . «

Der Vater Gobseck blickte ihn kalt an, zog aber zugleich aus einem Futteral ein Paar Pistolen hervor und sagte ruhig:

»Als Beleidigter thue ich den ersten Schuß.«

»Entsthuldigen Sie sich bei dem Herrn,« sagte die zitternde Gräfin mit sanfter Stimme.

»Ich habe nicht die Absicht gehabt, Sie zu beleidigen.. .« stotterte der junge Mann.

»Das weiß ich wohl«, antwortete Gobseck ruhig. »Sie hatten nur die Absicht, Ihre Wechsel nicht zu bezahlen.«

Die Gräfin empfahl sich und ging, während sie die Beute eines unaussprechlichen Grausens war. Der Vicomte war gezwungen ihr zu folgen, bevor er aber

ging, rief er uns noch zu:

»Wenn Sie ein Wort aussprechen, meine Herren, so fließt Ihr Blut oder das meinige.«

»So sei es!« antwortete Gobseck und legte seine Pistolen wieder hinweg.

Als ich die Thier geschlossen hatte und die beiden Wagen abfuhr, erhob er sich von seinem Sitze und sprang umher, indem er wie ein Wahnsinniger die Worte ausrief:

»Ich habe die Diamanten! Ich habe die Diamanten . . . schöne Diamanten . . . was für Diamanten . . . und spottwohlfeil . . . Ha! ha! Werbrust und Gigonnet, Ihr glaubtet den alten Gobseck zu übertölpeln! . . . Ha, der ist Euer Meister! Wie Narren werden sie heute Abend da sitzen, wenn ich ihnen während des Domino-Spieles das erzähle!«

Diese unheimliche Freude, diese Wildheit eines Indianers, erregt durch den Besitz einiger durchsichtigen Kiesel, erfüllte mich mit Schauer. Ich vermochte kein Wort auszusprechen.

»Ha! Ha! da bist Du ja noch, Bürschchen. Wir speisen zusammen; wir werden uns belustigen . . . natürlich in Deinem Hause, denn ich habe keinen Haushalt, und die Speisewirthe mit ihren Brühen und Suppen und Weinen könnten den Teufel

vergiften.«

Der Ausdruck meiner Züge gab ihm plötzlich seine kalte Ruhe wieder.

»Sie begreifen das nicht«, sagte er zu mir, indem er sich neben seinen Kamin setzte. Er stellte einen Kessel von Eisenblech, der mit Milch gefüllt war, auf einen Dreifuß und fragte mich: »Wollen Sie mit mir frühstücken? Es ist vielleicht für uns Beide genug.«

»Ich danke Ihnen,« antwortete ich. »ich frühstücke erst um zwölf Uhr.«

In diesem Augenblick vernahm man eilige Schritte auf dem Corridor, und der Unbekannte, welcher sich näherte, blieb vor der Thür des Herrn Gobseck stehen und pochte heftig an. Schon aus diesem Anpochen erkannte man die Wut des Kommenden. Der Wucherer erhob sich, blickte durch die Klappe der Thür und öffnete dann.

Ich sah einen Mann von etwa fünfunddreißig Jahren eintreten. Derselbe hatte verzeihen Sie mir den Ausdruck, die aristokratische Haltung der Staatsmänner Ihrer Vorstadt. Er war einfach gekleidet und glich einigermaßen dem seligen Herzog, von Richelieu. Seine Züge, die gewöhnlich den Ausdruck der Schwermuth trugen, deuteten in diesem Augenblick auf eine heftige Aufregung.

»Mein Herr«, sagte er und wandte sich an Gobseck, welcher seine ruhige Haltung wieder angenommen hatte, »meine Frau! ist eben bei Ihnen gewesen.«

»Womöglich!«

»Nun! mein Herr?«

»Nun!«

»Verstehen Sie mich nicht?«

»Ich habe nicht die Ehre, Ihre Frau Gemahlin zu kennen«, antwortete der Wucherer. »Es sind heute Morgen viele Leute bei mir gewesen. Frauen und Männer . . . , und es würde mir unmöglich sein . . . «

»Ersparen Sie sich alle Ausflüchte, mein Herr; ich spreche von der Frau, die eben erst bei Ihnen gewesen ist.«

»Wie kann ich wissen, ob das Ihre Frau war?« fragte der Wucherer. »Ich habe nie das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen.«

»Sie irren sich, Herr Gobseck«, sagte der Unbekannte auf spöttische Weise. »Wir sind einander vor einigen Jahren bereits in dem Schlafzimmer meiner Frau begegnet. Sie wollten einen Wechsel einziehen, den sie unterschrieben hatte, aber nicht schuldete.«

»Das ging mich nichts an und ich hatte nicht das Recht, nachzuforschen, auf welche Art sie den Werth

empfangen habe,« versetzte Gobseck und warf einen boshafte Blick auf den Grafen. »Ich hatte den Wechsel von einem meiner Kollegen erhalten. Überdies, mein Herr«, fuhr der Kapitalist fort, ohne eine Verlegenheit zu zeigen, und goß Kaffee in seine Tasse, »überdies werden Sie mir erlauben, daß ich Ihnen bemerke, wie noch gar nicht überzeugt bin, daß Sie das Recht haben mir in meinem Hause Vorstellungen zu machen. Ich bin volljährig!«

»Mein Herr, Sie haben zu einem Spottpreise die Diamanten gekauft, welche meiner Familie gehören, nicht aber meiner Frau.«

»Ohne mich für verpflichtet zu halten, Sie in meine Geschäfte einzuweihen, erlaube ich mir nur die Bemerkung, Herr Graf, daß Sie alle Juweliere in Paris durch ein Umlaufschreiben hätten auffordern sollen, die Diamanten nicht zu kaufen, wenn die Frau Gräfin Ihnen dieselben genommen hat.«

»Mein Herr«, rief der Graf aus, »Sie kannten meine Frau! . . . «

»Richtig!«

»Sie steht unter der Macht ihres Mannes.«

»Möglich!« - " - I .

»Sie hatte kein Recht, über diese Diamanten zu verfügen . . . «



»Wahrhaftig!«

»Nun! mein Herr . . . «

»Nun, mein Herr! ich kenne Ihre Frau; sie steht unter der Gewalt ihres Mannes, aber — ich kenne Ihre Diamanten nicht, und da die Frau Gräfin Wechsel akzeptiert, so kann sie wohl auch Geschäfte treiben und Diamanten kaufen . . . «

»Leben Sie wohl, mein Herr!« rief der Graf aus, während er bleich wurde vor Zorn: »es gibt Gerichte! . . . «

»Richtig!«

»Der Herr, welcher hier ist«, fuhr er fort und deutete auf mich, »ist Zeuge des Verkaufs gewesen.«

»Möglich.«

Der Graf wollte geben, als ich mich plötzlich zum Vermittler der kriegführenden Parteien aufwarf, weil ich die Wichtigkeit der Sache begriff.

»Mein Herr Graf«, sagte ich, »Sie haben Recht, aber Herr H Gobseck hat auch nicht Unrecht. Sie können den Käufer nicht gerichtlich verfolgen, ohne vorher einen Prozeß gegen Ihre Frau Gemahlin anhängig zu machen! Das Gehässige dieser Angelegenheit würde aber keineswegs auf die letztere allein fallen. Ich bin Anwalt und bin es noch mehr mir selbst, als meinem Charakter schuldig, Ihnen zu

erklären, daß Herr Gobseck die fraglichen Diamanten in meiner Gegenwart gekauft hat. Ich bin aber der Meinung, daß Sie die Gesetzlichkeit dieses Verkaufs nicht bestreiten können. Herr Gobseck ist ein zu rechtschaffner Mann, als daß er leugnen könnte, er habe den Handel zu seinem Vertheile abgeschlossen, besonders da mein Gewissen und meine Pflicht mich zu diesem Geständnisse zwingen . . . Versuchten Sie einen Prozeß, mein Herr Graf, so würde der Ausgang desselben zweifelhaft bleiben. Dagegen können Sie ein freundschaftliches Abkommen mit Herrn Gobsecks treffen, und in einen Neukauf von sieben oder acht Monaten einwilligen, während welcher Zeit es Ihnen möglich sein wird, die von der Frau Gräfin geborgte Summe zurückzuzahlen.«

Der Wucherer tauchte sein Brot in den Kaffee und verzehrte es mit einer vollkommenen Gleichgültigkeit; bei den Worten Neukauf und Abkommen blickte er mich jedoch an, als hätte er sagen wollen:

»Der Sapperloter! wie er meine Lehren benutzt.«

Ich meinerseits antwortete ihm mit einem Blicke, den er vortrefflich verstand. In der That war die Sache sehr zweifelhaft und unedel, daher es nöthig war, seinen Vergleich zu treffen. Ich hätte die Wahrheit

sagen können, und Gobseck hätte nicht zu leugnen vermocht . . .

Der Graf dankte mir mit einem wohlwollenden Lächeln.

Nach einer Unterhandlung, während welcher Gobseck's Gewandtheit und Habgier die ganze Diplomatie eines Congresses besiegt haben würde, setzte ich mich nieder, um einen Neukaufs-Vertrag auszufertigen, dem zu Folge der Graf anerkannte, von Herrn Gobseck die Summe von neunzigtausend Franken erhalten zu haben, gegen deren Rückzahlung binnen Jahresfrist besagter Herr Gobseck sich verpflichtete, die Diamanten an den Grafen zurückzugeben; hielt Letzterer sein Versprechen nicht, so sollte dem Wucherer das Schmuckkästchen eigenthümlich gehören.

»Welche Vergeudung! . . . « rief der Graf aus, als er unterzeichnete. »Wie kann man eine Brücke über diesen Abgrund schlagen?«

»Mein Herr«, versetzte der Vater Gobseck ernst, »haben Sie viele Kinder? . . . «

Bei dieser Frage fuhr der Graf zusammen, als hätte der Wucherer gleich einem erfahrenen Arzte den Finger auf den Sitz des Uebels gelegt.

Der Graf antwortete nicht.

»Nun«, fuhr Gobseck fort, indem er das Schweigen des Grafen begriff, »ich weiß Ihre ganze Geschichte auswendig. Dieses Weib ist ein Teufel; Sie lieben die Gattin ungeachtet ihrer Fehler: ich glaube das gern, hat sie doch selbst mich gerührt . . . Aber Sie möchten Ihr Vermögen retten, möchten es für eins oder zwei Ihrer Kinder aufbewahren . . . wohl denn, stürzen Sie sich in den Strudel der Welt, spielen Sie und verlieren Sie Ihr Vermögen besuchen Sie oft den Vater Gobseck und man wird sagen, daß ich Ihren Untergang veranlaßt habe . . . mir ist das gleichgültig . . . dann suchen Sie einen Freund auf, wenn Sie einen solchen finden können, und verkaufen Sie demselben scheinbar Ihre liegenden Gründe . . . «

»Nennen Sie nicht das ein Fideicommiß?« fragte der Graf, indem er sich an mich wandte.

Der Graf schien vollkommen in seine Gedanken vertieft und entfernte sich, nachdem er uns begrüßt hatte.

»Der scheint mir so dumm, wie ein ehrlicher Mann!« sagte der Vater Gobseck kaltblütig, als der Graf gegangen war.

»Sagen Sie lieber, so dumm wie ein Verliebter.«

Der Wucherer achselte sich.

»Der Graf schuldet Ihnen die Kosten für den

Vertrag . . . « rief er mir noch zu, als er sah, daß ich gehen wollte.

Einige Zeit nach diesem Auftritt, welcher mich in die schrecklichen Geheimnisse des Lebens einer Modedame eingeweiht hatte, sah ich den Grafen eines Morgens in mein Kabinet treten. Er war sehr traurig, vollkommen verändert und bedeutend gealtert.

»Mein Herr«, sagte er, »ich komme, Sie in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen und erkläre Ihnen, daß ich das vollkommenste Vertrauen zu Ihnen habe und Ihnen davon einen Beweis gehen will. Ihr Benehmen gegen Frau von Grandlieu (Sie sehen, meine Dame«, sagte der Anwalt zu der Vicomtesse, »daß ich tausend Mal für eine so einfache Sache belohnt hin). — Ihr Benehmen gegen Frau von Grandlieu steht über allem Lobe.«

Ich verneigte mich dankbar und entgegnete, daß ich um die Pflicht eines redlichen Mannes erfüllt hab.

»Nun! mein Herr, ich habe viele Erkundigungen über den wunderbaren Mann eingezogen, dem Sie Ihr Glück verdanken. Nach dem, was ich gehört habe, ist er eine Art von Philosoph aus der Schule des Diogenes. Was halten, Sie von seiner Rechtschaffenheit? . . . «

»Herr Graf«, antwortete ich, »Herr Gobseck ist

mein Wohlthäter . . . zu fünfzehn Prozent!« setzte ich lachend hinzu. »Aber sein Geiz berechtigt mich nicht, ihn zu Gunsten eines Unbekannten auf genaue Weise zu schildern.«

»Reden Sie, mein Herr! Ihre Offenherzigkeit soll weder Ihnen schaden, noch Herrn Gobseck; denn ich erwartete keineswegs einem Engel in der Gestalt eines Wucherers zu begegnen.«

»Herr Gobseck«, nahm ich das Wort, »ist vollkommen überzeugt von einem Grundsatz, der sein ganzes Leben beherrscht. Nach seiner Meinung ist das Geld eine Waare, die man je nachdem sie mehr oder weniger selten ist, wohlfeiler oder theurer verkaufen kann, ohne dadurch sein Gewissen zu belästigen. Ein Kapitalist ist in seinen Augen ein Mann, der durch die starken Zinsen, die er von seinem Gelde bezieht, an Gewinnbringenden Unternehmungen und Speculationen Theil nimmt. Abgesehen von seinen finanziellen Grundsätzen und seinen philosophischen Beobachtungen über die menschliche Natur, die ihm erlauben sich dem Anscheine nach als ein Wucherer zu benehmen, bin ich vollkommen überzeugt, daß er der zartsinnigste und rechtschaffenste Mann in Paris ist. Er vereinigt eine zweifache Natur in in sich: er ist ein Geizhals und ein Philosoph, ist klein und groß. Stürbe ich Und

hinterließe unerzogene Kinder, so würde ich ihn zu deren Vormund bestimmen. Auf solche Weise mein Herr, hat mir die Erfahrung den Vater Gobseck gezeigt. Ich weiß nichts von seinem vergangenen Leben. Er mag Corsar gewesen sein, mag Affen und Amerika als Diamantenhändler oder Sklavenverkäufer durchzogen sein, dennoch möchte ich schwören, daß man sich auf ihn verlassen kann.«

»Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt«, sagte der Graf zu mir, »ich bitte Sie um die Gefälligkeit, die nöthigen Urkunden aufzunehmen, denen zufolge ich mein ganzes Vermögen Herrn Gobseck übertrage . . . ich verlasse mich ganz auf Sie, mein Herr, mögen Sie daher auch den Gegenschein ausfertigen, demzufolge Herr Gobseck erklärt, daß dieser Verkauf nur ein Scheinverkauf ist und er mein ganzes Vermögen meinem ältesten Sohne zur Zeit seiner Volljährigkeit übergeben wird. Jetzt, mein Herr, gestehe ich Ihnen, daß ich mich fürchte, diese köstliche Urkunde in meinem Hause aufzubewahren und daß ich bei der Anhänglichkeit meines Sohnes an seine Mutter eben so wenig wage, ihm den Gegenschein einzuhändigen. Darf ich Sie bitten, die Verwahrung desselben zu übernehmen? Für den Fall seines Todes hat mir Herr Gobseck versprochen, mein Eigenthum als Legat auf Sie überzutragen. So ist jeder

Fall vorhergesehen.«

Der Graf schauderte und schien sehr aufgeregt.

»Verzeihen Sie, mein Herr«, sagte er nach einer Pause zu mir, »ich leide sehr, und meine Gesundheit gibt mir die lebhaftesten Befürchtungen. Neuer Kummer hat mein Leben auf grausame Art getrübt. Die wichtige Maßregel, welche ich ergreife, und die mir von Ihrem alten Freunde angerathen wurde, ist dringend nothwendig.«

»Mein Herr«, sagte ich zu ihm, »erlauben Sie mir zunächst, daß ich Ihnen für das Vertrauen danke, welches in mich setzten. Was aber die Maßregeln betrifft, welche Sie ergreifen, so enterben Sie durch dieselben Ihre andern . . . Kinder. Sie tragen Ihren Namen und wären Sie auch nur die Kinder einer Frau, welche Sie geliebt haben, so haben dieselben dennoch das Recht, ein gewisses Auskommen zu verlangen. Ich erkläre Ihnen daher, daß ich den Auftrag nicht annehmen werde, mit welchem Sie mich beehren wollen, wenn das Loos jener nicht gesichert wird.«

Diese Worte erregten den Grafen lebhaft. Einige Thränen traten ihm in die Augen; dann drückte er mir die Hand und sagte:

»Ich kannte Sie noch nicht ganz! Sie machen mir eben so viel Freude, wie Leid. Wir wollen den Antheil



dieser der in dem Gegenscheine festsetzen.«

Dann verließ er mich und als ich ihn bis an die Thür meiner Schreibstube begleitete, schien es mir, als hätten sich seine Züge verklärt.

»Nun! mein Fräulein Camille, welche Lehren enthält nicht bereits diese Erzählung für junge Damen, welche sich oft Leichtsinzig durch die köstliche Stimme der Eitelkeit, des Stolzes, durch ein Lächeln oder in Folge einer Narrheit, eines Übermuths an Abgründe verlocken lassen. Die Schande, die Reue, das Elend sind drei Furien, in deren Hände dieselben unfehlbar fallen müssen. Bisweilen reicht ein Contretanz, ein gesungenes Lied, eine Lustfahrt auf das Land hin, um ein schreckliches Unglück zu entscheiden . . . «

»Meine arme Camille bedarf des Schlafs!« sagte die Vicomtesse. »Gehe, meine Tochter, leg Dich zu Bett, Deine Augen fallen zu. Ihr Herz bedarf nicht so schreckliche Bilder, um rein und tugendhaft zu bleiben, und der Rest Ihrer Erzählung darf nur von mir gehört werden, von der alten Mutter, die fast männliche Ohren hat.«

Fräulein Camille von Grandlieu verstand ihre Mutter und ging.

»Sie sind etwas zu weit gegangen, mein lieber

Emile«, sagte die Vicomtesse.

»Die Zeitungen gehen noch tausend Mal weiter . . . «

»Armer Emile«, unterbrach die Vicomtesse den Anwalt, »glauben Sie, daß meine Tochter Zeitschriften liest?«

»Fahren Sie fort! . . . « fuhr sie nach einer Pause fort.

---

## Der Tod des Mannes.

Drei Monate nach dem- Verkauf, welchen der Graf zu Gunsten Gobsecks abgeschlossen hatte . . .

»Sie können ihn immerhin den Grafen Restaud nennen, da meine Tochter nicht mehr zugegen ist«, sagte die Vicomtesse, indem sie den Erzähler unterbrach.

»So sei es denn«, nahm der Anwalt wieder das Wort. »Drei Monate später also, hatte ich noch immer dem Gegenschein nicht erhalten, der in meinen Händen bleiben sollte.«

Als der Wucherer eines Tages bei mir gespeist hatte, fragte ich ihn beim Aufstehen vom Tische, ob er nicht wisse, warum der Graf Restaud nichts von sich hören lasse.

»Das geht sehr natürlich zu«, antwortete er mir. »Der gute Mann liegt am Tode. Er hat ein zärtliches Herz. Diejenigen, welche den Kummer nicht zu tödten wissen, lassen sich endlich durch ihn tödten. Das Leben ist eine Arbeit, ein Handwerk, und man muß sich die Mühe geben, es zu lernen. Wenn ein Mensch das Leben gelernt hat, indem er die Schmerzen

desselben ertragen, so gewinnt seine Fiber eine gewisse Geschmeidigkeit und er vermag dann seine Gefühle zu beherrschen.«

Ich ließ Gobseck seine moralischen Vorlesungen nach seiner Weise halten und schützte dann ein dringendes Geschäft vor, worauf wir uns trennten.

Ich eilte schnell in die Rur du Helder. Ich wurde in einen Salon geführt, in welchem die Gräfin mit einem kleinen Knaben und einem kleinen Mädchen spielte. Als sie mich melden hörte fuhr sie schnell von ihrem Sitze empor, kam mir entgegen und setzte sich dann wieder hin, ohne ein Worts zu sagen, indem sie mit der Hand nur nach einem leeren Stuhle neben dem Kamin deutete. Als ich meine Augen nach ihr wandte, wußte sie ihr Antlitz durch jene undurchdringliche Maske zu verbergen, hinter welcher die Frauen der großen Welt so trefflich ihre Leidenschaften zu verhehlen wissen. Sie hatte sich schon sehr verändert. Der Kummer hatte ihre Züge verwelken lassen, so daß von denselben kaum jene wunderschönen Linien zurückgeblieben waren, welche ehemals deren Schönheit bildeten.

»Es ist sehr nöthig, meine Dame, daß ich mit dem Herrn Grafen spreche . . . «

»Dann müßten Sie mehr begünstigt werden, als

ich . . . « unterbrach sie mich. »Herr von Restaud will Niemand sehen. Er leidet kaum, daß ihn sein Arzt besucht. Er weist selbst meine Sorgfalt zurück . . . Solche Kranke haben wunderliche Launen! sie gleichen den Kindern: sie wissen nicht, was sie wollen . . . «

»Vielleicht wissen sie, wie die Kinder, sehr gut, was sie wollen . . . «

Die Gräfin erröthete.

Ich bereute fast, diese eines Gobseck würdige Antwort gegeben zu haben.

»Es ist aber nicht möglich«, fuhr ich fort, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, »daß Herr v. Restaud beständig allein ist.«

»Er hat seinen ältern Sohn bei sich und läßt sich nur von diesem Kinde verpflegen.«

Vergebens blickte ich die Gräfin an: sie erröthete nicht mehr, sondern schien fest entschlossen zu sein, mich nicht weiter ihre Geheimnisse durchblicken zu lassen.

»Sie werden begreifen, meine Dame, daß ich nicht etwa aus Neugierde komme«, versetzte ich dann. »Mein Erscheinen ist durch gewichtige Gründe veranlaßt . . . «

Ich biß mich in die Lippen, denn ich fühlte, daß ich

mich auf einen falschen Weg begab. Die Gräfin benutzte auf der Stelle meine Unbesonnenheit.

»Mein Vortheil ist von dem meines Mannes nicht getrennt, mein Herr«, sagte sie; »Sie können sich daher immerhin an mich selbst wenden . . . «

»Die Angelegenheit, welche mich hinführt, betrifft nur den Herrn Grafen! . . . « antwortete ich mit Festigkeit.

»Ich werde ihn davon benachrichtigen, daß Sie ihn zu sprechen wünschen,« entgegnete sie.

Der höfliche Ton und die Miene, welche sie bei dem Aussprechen dieser Worte annahm, täuschten mich nicht. Ich errieth, daß sie mich nicht bis zu ihrem Manne vordringen lassen wollte. Ich sprach einen Augenblick von gleichgültigen Dingen, um sie beobachten zu können.

Es schien mir, als ob sie seit dem Tage, an welchem sie ihre Diamanten an Gobseck verkauft hatte, von ihrem bösen Geiste vollends in den Abgrund hinabgezogen sei. Sie wußte sich mit jener seltenen Vollendung zu verstellen, welche bei dem weiblichen Geschlechte der äußerste Grad des Verderbens ist. Soll ich es dreist aussprechen? ich erwartete Alles von ihr, und diese Befürchtung war nur auf ihre Bewegungen ihre Blicke, ihr Benehmen und den Ton ihrer Stimme

begründet. Ich verließ sie.

Jetzt werde ich Ihnen die Auftritte erzählen, mit denen dieses Abenteuer endet, und die Umstände beifügen, welche ich erst später kennen lernte, die Einzelheiten, welche Gobsecks Scharfblick errieth.

Als der Graf Restaud sich in einen Strudel der Freuden zu stürzen und sein Vermögen verschwenden zu wollen schien, trugen sich zwischen den beiden Gatten Auftritte zu, deren Geheimniß nicht durchschaut ist, die aber den Grafen ein noch günstigeres Urtheil über seine Gattin fällen ließen, als er bisher gefällt hatte. Als er krank wurde und gezwungen war sich zu Bett zu legen, bezeigte er einen tiefen Abscheu gegen die Gräfin und seine beiden jüngsten Kinder. Er untersagte ihnen den Eintritt in sein Zimmer, und wenn sie diesen Befehl zu umgehen suchten, so führte ihn Ungehorsam so gefährliche Krisen für Herrn von Restaud herbei, daß der Arzt die Gräfin beschwor, die Befehle ihres Gemahles nicht ferner zu übertreten.

Frau von Restaud sah, wie nach und nach alles Eigenthum ihres Hauses; die Ländereien, selbst das Hôtel, in welchem sie wohnte, in die Hände des schrecklichen Gobseck überging, und begriff ohne Zweifel die Absichten ihres Mannes.

Obgleich der Vicomte gewandt genug war, so fiel es ihm doch schwer, die geheimen Vorsichtsmaßregeln zu errathen, welche ich Herrn von Restaud angegeben hatte, so daß die Vermuthungen der beiden Verbrechensgenossen unbegründete waren. Die Gräfin glaubte, daß ihr Gemahl sein ganzes Vermögen kapitalisiert habe, und das kleine Päckchen Bankbillets, welche dasselbe darstelle, entweder einem Notar, oder bei der Bank niedergelegt sei. Nach ihren Berechnungen mußte Herr von Restaud nothwendig irgend eine Urkunde besitzen, durch welche es seinem ältern Sohne erleichtert wurde, sein Vermögen wiederzufinden. Nun stellte sie eine thätige Beobachtungslinie um das Schlafzimmer ihres Gemahls her auf. Sie herrschte despotisch in ihrem Hause, welches einem weiblichen Spionirsysteme unterworfen wurde, und damit ist Alles gesagt. Den ganzen Tag blieb sie in dem Solon, in welchem sie mich empfangen hatte und der an das Schlafzimmer ihres Mannes stieß. Hier vermochte sie die geringsten Worte und selbst die leichtesten Bewegungen ihres Mannes zu vernehmen. Des Nachts ließ sie in diesem Solon ein Bett herstellen, schlief aber überhaupt nur selten. Der Arzt war völlig in ihr Interesse gezogen. Sie wußte mit jener Schlaueit welche treulosen Personen eigen ist, den Widerwillen zu verbergen, den



Herr von Restaud gegen sie bezeugte, und äffte die trostlose von Schmerzen gebeugte Frau nach. Sie erlangte sogar eine Art von Berühmtheit. Einige fromme Damen meinten, daß sie auf diese Weise ihre Fehltritte büße. In der That aber hatte sie stets das Elend vor Augen, welches ihrer beim Tode der Grafen wartete, wenn sie nur für eine einzige Minute ihre Geistesgegenwart verlor. So hatte denn, diese Frau, nachdem sie von dem Schmerzenslager zurückgekommen war, auf welchem ihr Mann seufzte, einen Zauberkreis um ihn gezogen. Sie war in seiner Nähe und bei ihm, obschon fern von ihm, war in Ungnade und dennoch allmählich, anscheinend ergebene Gattin, aber wartete auf den Tod und das Vermögen, gleich wie jenes Insekt in der Vertiefung die es sich in den Sand zu graben gewußt hat, seine unvermeidliche Beute erwartet, indem es jedes fallende Sandkorn hört.

Auch der strengste Veurtheiler mußte anerkennen, daß die Gräfin das Gefühl der Mutterliebe im höchsten Grade besitze. Sie betete ihre Kinder an und erzog dieselben vorzüglich gut. Sie ließ dieselben das Gewölbe ihres unordentlichen Lebenswandels nicht erblicken, und das zarte Alter derselben unterstützte sie in diesem Punkte ganz besonders. Auch wurde sie von den Kindern in einem solchen Grade wieder

geliebt, wie wie sie es nur wünschen konnte. Ich muß gestehen, daß ich selbst mich eines Gefühls der Achtung gegen sie nicht erwehren konnte, obschon Gobseck mich noch jetzt deßhalb verspottet. Ich glaube ganz fest, daß die Gräfin damals die ganze Gemeinheit des Vicomte erkannt hatte, und daß sie die Fehler ihres vergangenen Lebens bereits mit blutigen Thränen büßte.

Wie gehässig also auch die Maßregeln sein mochten, die sie ergriff, um das Vermögen ihres Mannes wieder in ihre Hände zu bringen, so waren ihr dieselben dennoch wohl nur durch ihre mütterliche Liebe geboten und durch den Wunsch, ihr Unrecht gegen die Kinder wieder gut zu machen. Gleich allen Frauen, welche sich den Stürmen einer Leidenschaft unterworfen haben, fühlte auch sie das Bedürfniß wieder tugendhaft zu werden und vielleicht lernte sie erst da den Werth der Tugend kennen, als sie die bösen Früchte der verbrecherischen Saat einerntete. So oft der junge Graf aus dem Zimmer seines Vaters kam, wurde er in Bezug auf Alles, was der Graf gethan und gesagt hatte, einem Verhöre von äußerster Strenge unterworfen. Das Kind erfüllte gern die Wünsche seiner Mutter, schrieb dieselben einem Gefühle der Liebe zu kam mit der Unschuld der Jugend allen ihren Fragen entgegen.

Bei meinem Besuche ging der Gräfin ein helles Licht auf. Sie wollte in mir den Diener der Rache ihres Mannes erblicken. Sie bestimmte in ihrer Weisheit, daß ich dem Sterbenden nicht nahen dürfe.

Ich bekenne, daß mich eine böse Vorahnung ergriff und ich deßhalb sehnlichst wünschte, noch einmal mit dem Grafen sprechen zu können. Ich war nicht ohne Besorgniß über das Loos der Gegenscheine. Wenn dieselben in die Hände der Gräfin fielen und sie dieselben in Kraft setzen wollte, so mußte sich ein endloser Prozeß zwischen ihr und Gobseck entwickeln; denn ich kannte den Wucherer hinreichend, um zu wissen, daß er nimmer ist das Vermögen an die Gräfin zurückerstatten würde, und daß die Abfassung der Urkunden selbst zu zahlreichen Quellen von Häkeleien werden könnte, wenn nicht der Prozeß mir selbst zur Führung anvertraut wurde.

Um so manches Unglück zu verhüten, ging ich nochmals zu der Gräfin.

»Ich habe bemerkt, meine Dame«, sagte der Anwalt zu der Vicomtesse von Grandlieu, indem er den berechneten Ton einer vertrauten Mittheilung annahm, »daß es gewisse moralische Erscheinungen gibt, auf die wir zu wenig achten. Von Natur mit einem gewissen Beobachtungsgeiste begabt, habe ich bei

allen anziehenden Geschäftssachen die in meine Hände kamen und bei denen die Leidenschaften lebhaft in das Spiel gezogen es wurden, unwillkürlich meine Neigung zu psychologischen Analysen befriedigt. Besonders habe ich dabei mit einer stets neuen Ueberraschung bewundern, daß die geheimen Absichten und Gedanken zweier Gegner fast stets gegenseitig von denselben errathen werden. Es findet bisweilen zwischen zwei Feinden derselbe helle Blick der Vernunft, dieselbe Kraft des geistigen Gesichts statt, wie zwischen zwei Liebenden, welche gegenseitig in ihren Herzen lesen.«

Als wir nun Beide einander gegenüberstanden, die Gräfin nämlich und ich, so begriff ich plötzlich den Grund des Widerwillens, welchen sie gegen mich hegte, obgleich sie ihre Gefühle unter den anmuthigsten Formen der Höflichkeit und Heiterkeit verbarg. Was sie betraf, so errieth sie schnell, daß ich der Mann wäre, auf welchen ihr Gemahl sein Zutrauen setzte, und daß er mir sein Vermögen noch nicht übergeben habe. Unser Unterhaltung mit der ich Sie verschone, ist in meiner Erinnerung haften geblieben, als einer der gefährlichsten Kämpfe, denen ich mich je unterzogen habe. Die Gräfin hatte einen unglaublich überlegenen Geist. Sie war von der Natur mit allen Eigenschaften begabt, deren man zur Verführung

bedarf. Sie führte mich in Verwickelungen und Verlegenheiten, indem sie sich abwechselnd geschmeidig, stolz, liebkosend, zutraulich zeigte, ja sie ging sogar so weit, daß sie Neugierde bei mir zu erregen. Liebe in meinem Herzen zu erwecken suchte. Sie scheiterte damit, aber dennoch war das eine harte Prüfung. Als ich mich von ihr verabschiedete, bemerkte ich in ihren Augen einem Ausdruck des Hasses und der Wuth, der mich erzittern ließ. Ich glaube, sie hätte mich mit innigem Entzücken in Stücke zerhacken oder von Pferden zerreißen sehen können, während ich nur Mitleid gegen sie empfand. Dieses Gefühl gab sich auch in den letzten Bemerkungen zu erkennen, die ich gegen sie machte, und ich glaube, daß ich einen ziemlich großen Schrecken in ihrem Geiste zurückließ denn ich erklärte ihr, daß sie nothwendig zu Grunde gerichtet werden würde, wie sie sich auch benehmen möchte.

»Wenn ich den Herrn Grafen sehen könnte . . . «

»So würde ich ganz in Ihren Händen sein!« sagte sie mit einem verächtlichen Blicke.

Da wir einmal zu einer so großen gegenseitigen Offenherzigkeit gelangt waren, so beschloß ich, ohne Zuziehen irgend einer andern Person die Familie von dem Elend zu erretten, welches auf dieselbe wartete.

Ich war entschlossen, selbst gesetzwidrige Dinge zu begehen wenn solches nöthig sein sollte, um mein Ziel zu erreichen, und ließ deßhalb den Herrn Grafen von Restaud wegen einer Summe verklagen, die derselbe angeblich Gobseck schuldete. Ich erlangte seine Verurtheilung.

Die Gräfin verhehlte natürlich dieses Verfahren, allein ich hatte das Recht, bei dem Tode des Grafen Alles versiegeln zu lassen. Nun bestach ich einen der Bedienten des Hauses und erlangte von ihm das Versprechen, daß er mich auf der Stelle benachrichtigen wolle, wenn der Graf am Tode läge, und wäre es auch mitten in der Nacht. Dann wollte ich plötzlich erscheinen und die Greisin mit sofortiger Versiegelung bedrohen, um dadurch die Gegenscheine zu retten. Später erfuhr ich, daß diese Frau das Gesetzbuch studiere, während sie die Seufzer ihres, sterbenden Gatten hörte! . . . Welche schrecklichen Gemälde würden nicht die Herzen derer darstellen, welche die Sterbebetten umgeben, wenn man die Gedanken derselben zu malen vermöchte! Allemal aber ist das Geld der Beweggrund der Ränke, welche geschmiedet, der Pläne, welche entworfen, der Gräuel, welche — begangen werden!

Lassen wir nun diese Einzelheiten bei Seite, die ihrer Natur nach abstoßend genug sind, allein Ihnen

den Schlüssel zu so manchen Schmerzen zu geben vermocht haben.

Seit zwei Monaten hatte sich der Graf von Restaud in sein Schicksal ergeben und war allein in seinem Zimmer geblieben. Eine tödtliche Krankheit hatte langsam seinen Körper und selbst seinen Geist aufgerieben. Er war in eine finstere Schwermuth versunken. Ergriffen von jenen Phantasien der Kranken, deren Wunderlichkeit unerklärlich scheint, litt er nicht, daß man sein Zimmer reinigte und weigerte sich sogar, sein Bett machen zu lassen. Die äußerste Gleichgültigkeit wurde endlich in allen seinen Umgebungen erkannt; die Möbel seines Zimmers standest unordentlich umher. Alles war mit Staub und Spinnweben bedeckt. Reich und von seltener Feinheit in Geschmackssachen, schien er sich jetzt an dem traurigen Schauspiel zu weiden, welches ihm dieses Zimmer darbot. Tisch, Kommode, Secretair, Stühle, Alles war mit den Gegenständen bedeckt, welche im Gefolge einer Krankheit erscheinen. Auf ihnen standen Arzneigläser, theils leer, theils gefüllt, sämmtlich aber beschmutzt; leinene Tücher und zerbrochene Teller, Waschbecken, Löffel und Gläser erblickte man in bunter Unordnung durch einander. Das Ganze bildete ein widerwärtiges Chaos. Alles deutete auf die Auflösung und die

Vergänglichkeit. Der Tod schien die Dinge ergriffen zu haben, bevor er sich des Menschen bemächtigte, und eine lebhaft Phantasie vermochte in diesem Krankenzimmer eine Ähnlichkeit mit einem mit Gebeinen bedeckten Kirchhof zu finden. Dabei hatte der Graf einen Abscheu vor dem Tageslichte, die Fensterladen waren geschlossen und das Dunkel vermehrte noch den düstern Anblick dieses traurigen Ortes. Der Kranke war bedeutend abgemagert. Seine Augen hatten ihren Glanz behalten, allein sein ganzes Leben schien sich auch in diese zurückgezogen zu haben. Die fahle Blässe seines Antlitzes erregte einen gewissen Schauder, der noch durch die außergewöhnliche Länge seiner Haare vermehrt wurde, die er nie abschneiden lassen wollte. In langen flachen Zotten hingen dieselben an seinen Wangen herab und verliehen ihm eine Ähnlichkeit mit jenen Fanatikern, welche ehemals die Wüste bewohnten. Er war erst siebenunddreißig Jahr und vordem glücklich, schön, elegant gewesen. Der Kummer erstickte in ihm alle menschlichen Gefühle.

Es war zu Anfang des Monats Dezember im Jahre 1819, als eines Morgens sein Sohn Ernest zu Füßen seines Bettes saß und ihn mit Schmerzen anblickte.

»Leidest Du jetzt mehr? . . . « hatte das Kind gefragt.



»Nein!« sagte er mit einem schrecklichen Lächeln,  
»hier und um mein Herz sind alle meine Schmerzen!«

Er zeigte bei diesen Worten erst nach seinem Kopfe und dann drückte er seine abgezehrten Finger auf seine Brust, so daß Ernest durch diese vielsagenden Bewegungen zu Thränen gerührt wurde.

»Warum kommt denn Herr M . . . (er sprach von mir) nicht zu mir?« fragte er seinen Kammerdiener, der eben eintrat.

Er glaubte, daß dieser Kammerdiener ihm ergehen sei, allein derselbe war nur ein Subject der Gräfin.

»Wie, Joseph!« rief der Sterbende aus, richtete sich auf seinem Lager empor und schien seine ganze Geistesgegenwart nach einmal wieder erlangt zu haben; »sieben oder acht Mal seit vierzehn Tagen habe ich Dir nun gesagt, daß Du zu meinem Anwalte gehen sollest, und noch ist derselbe nicht erschienen! Glaubt Ihr, über mich spotten zu können! Auf der Stelle rufe ihn herbei, noch den Augenblick und bringe ihn selbst mit . . . Wenn Du meinen Befehl nicht vollziehst, so werde ich mich selbst erheben und zu ihm gehen . . . «

»Madame«, sagte der Kammerdiener, als er hinausgegangen war, »haben Sie den Herrn Grafen gehört? Was soll ich thun?«

»Du stellst Dich, als gingst Du zu dem Anwalte und

kehrst dann zurück, um dem Herrn zu sagen, daß sein Geschäftsführer wegen eines wichtigen Prozesses nach einem vierzig Meilen entfernten Orte abgereist sei. Du fügst hinzu, daß man ihn erst nach einer Woche zurückerwarte . . . «

Da sich die Kranken gewöhnlich hinsichtlich ihres Schicksals täuschen; so dachte die Gräfin, ihr Gemahl werde auf die Rückkehr des Anwaltes warten; der Arzt aber hatte schon Tags vorher versichert, daß der Graf schwerlich den Tag überleben würde.

Als der Kammerdiener zweiundzwanzig Stunden später seinem Herrn die trostlose Nachricht brachte, schien der Sterbende im höchsten Grade aufgeregt.

»Mein Gott! mein Gott!« wiederholte er mehrmals, »nur auf Dich sehe ich mein Vertrauen! . . . «

Lange betrachtete er seinen Sohn, dann sagte er mit schwacher Stimme zu demselben:

»Ernest, mein Kind Du bist noch sehr jung, aber Du ein gutes Herz und begreifst ohne Zweifel, wie heilig uns das Versprechen sein muß, welches wir einem Sterbenden, einem Vater leisten . . . Fühlst Du Dich fähig, ein Geheimnis zu wahren, es in Deiner Brust zu verschließen, so daß selbst Deine Mutter es nicht ahnet? Du, mein Sohn, bist jetzt der Einzige, dem ich mich anvertrauen kann. Wirst Du mein Zutrauen

täuschen?«

»Nein, mein Vater.«

»Nun! Ernest, ich werde Dir in einigen Augenblicken ein versiegeltes Packet geben, es gehört Herrn M . . . Du hast dasselbe auf eine solche Art zu verbergen, daß Niemand erfährt, was Du hast; dann eilst Du aus dem Hôtel und wirfst es in den Briefkasten am Ende der Straße . . . «

»Ja, mein Vater.«

»Kann ich auf Dich rechnen?«

»Ja, mein Vater.«

»Komm und gib mir einen Kuß! Du machst, daß mir der Tod weniger bitter erscheint, mein liebes Kind; in zehn oder zwölf Jahren wirst Du die Wichtigkeit dieses Geheimnisses erfahren; wirst Dich dann für Deine Gewandtheit und Treue belohnt sehen und erkennen, wie sehr ich Dich liebe . . . laß mich einen Augenblick allein und laß Niemand eintreten.«

Ernest verließ das Zimmer und sah seine Mutter in dem Salon stehen.

»Ernest«, sagte sie zu ihm, »komm zu mir!«

Sie setzte sich neben den Kamin, nahm ihren Sohn zwischen ihre beiden Kniee, drückte ihn fest an sich und küßte ihn.

»Ernest, Dein Vater hat mit Dir gesprochen? . . . «

»Ja, Mama.«

»Was hat er Dir gesagt?«

»Ich darf es nicht wieder sagen, Mama.«

»O! mein liebes Kind,« rief die Gräfin aus und umarmte ihn mit Begeisterung, »Deine Verschwiegenheit erfreut mich! . . . Nie lügen und seinem Worte treu bleiben, das sind zwei Grundsätze, die man nie vergessen darf.«

»Wie schön Du bist, Mama! Nicht wahr, Du hast nie gelogen! . . . «

»Ja, mein lieber Ernest ich habe gelogen und habe mein Wort gebrochen; aber es gibt Umstände, bei denen alle Gesetze aufhören. Höre, mein kleiner Ernest, Du bist groß genug, vernünftig genug, um zu erkennen, daß Dein Vater mich zurückstößt, daß er nicht von mir gepflegt sein will . . . und Du weißt wie sehr ich ihn liebe. Das ist nicht natürlich . . . «

»Nein, Mama.«

»Nun! mein armes Kind«, sagte die Gräfin weinend, »dieses Unglück rührt von niederträchtigen Verläumdungen her. Schlechte Leute haben versucht, mich von Deinem Vater zu trennen, um ihre Habsucht zu befriedigen Sie unsers Vermögens berauben und sich dasselbe aneignen. Wenn Dein Vater gesund wäre, so würde die Trennung zwischen uns bald endigen,

denn er würde mich anhören; und da er sehr gut und sehr liebevoll ist, so würde er meine Unschuld erkennen . . . Allein sein Verstand hat ein wenig gelitten, und der Argwohn, den er gegen mich hegt, ist bei ihm zu einer fixen Idee, zu einer Art von Wahnsinn geworden. Das ist eine-Wirkung-Krankheit . . . die Vorliebe, welche Dein Vater gegen Dich zeigt, ist ein neuer Beweis, daß seine Geistesfähigkeiten gelitten haben, denn vor seiner Krankheit wirst Du nie bemerkt haben, daß er - Pauline und Georges weniger geliebt hätte, als Dich. Er in jeder Hinsicht launenhaft. In Folge seiner Zärtlichkeit gegen Dich könnte er Dir geheime Aufträge geben, Befehle ertheilen . . . wenn Du nun, mein lieber Engel, nicht sehen willst, daß Deine Mutter dereinst als ein armes Weib ihr Brot auf der Straße bettele, so mußt Du mir Alles sagen . . . «

»Ha! Ha!« rief der Graf aus, welcher indeß die Thür geöffnet hatte, sich fast nackt zeigte, und bereits so abgezehrt, so fleischlos war, wie ein Skelett.

Dieser hohle Ausruf brachte eine schreckliche Wirkung auf die Gräfin hervor. Unbeweglich stand sie da und von Schauder ergriffen; denn ihr Gemahl war so hager und bleich, daß er aus seinem Grabe hervorgekommen schien und einem Gespenste glich.

»Du hast mein Leben mit Kummer erfüllt . . . willst Du nun auch meinen Tod beunruhigen? . . . « rief er mit heiserer Stimme.

Die Gräfin warf sich dem Sterbenden zu Füßen, der durch die letzten Aufregungen des Lebens ein fast grausiges Ansehen erhielt. Sie vergoß einen Strom von Thränen.

»Gnade, Gnade! . . . « rief, sie aus.

»Hast Du Mitleid mit mir gehabt?« fragte er.

»Nein, ich verlange kein Mitleid für mich! Sei unbeugsam!« sagte sie, »aber die Kinder! . . . Verdamme mich, in einem Kloster zu leben, ich werde gehorchen; ich werde Alles thun, meine Fehler gegen Dich büßen, Alles, was Du mir befehlen magst; laß nur die Kinder glücklich sein! . . . O! die Kinder! . . . die Kinder!«

»Ich habe nur ein Kind!« antwortete der Graf und reckte verzweiflungsvoll einen knöchernem Arm seinem Sohne entgegen.

»Gott! . . . Verzeihung! Ich bereue . . . ich bereue! . . . « rief die Gräfin aus und umfaßte die vom Todesschweiß feuchten Beine ihres Gemahls, denn Thränen verhinderten sie, weiter zu sprechen und nur einzelne, unzusammenhängende Worte entwandten sich ihrer glühenden Kehle.

»Was sagtest Du eben erst zu Ernest? . . . Eine schöne Reue das! . . . « Bei diesen Worten stieß der Sterbende die Gräfin von sich, indem er seinen Fuß bewegte.

»Deine Umarmung ist eiskalt!« sagte er mit einer Gleichgültigkeit, in der etwas Schreckliches lag.

Die unglückliche Frau sank ohnmächtig zurück.

Der Sterbende kehrte-in sein Bett zurück, legte sich nieder und hatte wenige Stunden darauf sein Bewußtsein verloren. Die Priester erschienen und reichten ihm die Sakramente. Es war Mitternacht, als er starb. Die Scene am Morgen hatte den Rest seiner Kräfte erschöpft.

Um Mitternacht trat ich mit dem Vater Gobseck ein.

In Folge der Unordnung, welche überall herrschte, drangen wir bis in den kleinen Salon, welcher vor dem Sterbezimmer war.

Wir fanden dort die drei Kinder in Thränen gebadet, und zwei Priester, welche die Nacht bei dem Leichname beten sollten. Ernest kam zu mir und sagte mir, daß seine Mutter im Zimmer des Grafen allein sein wollte.

»Treten Sie nicht ein!« sagte er und legte in Thon und Bewegung einen hewundernswürdigen Ausdruck;

»sie betet . . . «

Gobseck lachte auf jene stumme Weise, welche ihm eigenthümlich war; ich aber war zu sehr gerührt durch den Ausdruck, welcher in Ernest's kindlichen Zügen lag, um den Spott meines Gefährten zu theilen. Als das Kind sah, daß wir gerade auf die Thür zgingen, drängte es sich an dieselbe und rief:

»Mama, da sind schwarze Herren, die Dich suchen!«

Der Vater Gobseck hob das Kind empor, als wäre es nur eine Feder gewesen und öffnete die Thür. Welches Schauspiel bot sich da unsern Blicken dar. Seit den zehn Minuten, daß der Graf gestorben war, hatte seine Gattin alle Schubfächer der Kommode und des Secretairs erbrochen und es herrschte eine grenzenlose Unordnung in dem Zimmer. Die Gräfin wühlte geistesabwesend mit flammenden Augen unter den papieren umher. Der Teppich war um sie herum mit Schriften und Büchern beworfen. Einige Möbel waren zerbrochen. Nichts war noch vorhanden, das nicht die Spuren ihrer kühnen und räuberischen Hände getragen hätte. Eine schreckliche Verwirrung umgab den Leichnam.

Es schien, als wären anfangs ihre Nachsuchungen vergebens gewesen; allein ihre Haltung und ihre Aufregung ließen mich vermuthen, daß sie die



geheimnißvollen Urkunden entdeckt habe.

Ich wars einen flüchtigen Blick auf das Bett und mit jenem Instinkt, den wir dadurch erhalten; daß uns oft dergleichen Scenen vorkommen, errieth ich, was vorgegangen war.

Der Leichnam des Grafen lag in der Höhlung des Bettes, fast querüber, mit dem Gesichte nach unten gekehrt. Er war mit derselben Verachtung hingeworfen, wie die Papiere, welche auf dem Boden lagen. Seine starren und unbeugsamen Glieder verliehen ihm einen Anschein grotesken Grausens. Man mußte bei seinem Anblick seufzen.

Der Sterbende hatte ohne Zweifel den Gegenschein unter seinem Kopfkissen verborgen, um ihn bis zu seinem Tode gegen jeden Angriff zu sichern; seine Gattin hatte dagegen in ihrer Wuth wahrscheinlich die Gedanken des Grafen errathen. Zum Ueberfluß erschien dieses Gefühl in ihrer letzten Bewegung, in dem Krampfe ihrer gekrümmten Finger. Das Kopfkissen war aus dem Bette geworfen und trug noch die Spuren von der Gräfin Füßen.

Mit unsteten Blicken schaute sie uns an, während sie regungslos dastand und keuchend unsere Anrede erwartete.

Zu ihren Füßen bemerkte ich einen Briefumschlag,

der an mehren Stellen zugesiegelt gewesen war. Ich bemerkte das Wappen des Grafen, hob den Umschlag schnell auf und las die Anschrift, welche anzeigte daß der Inhalt für mich gewesen war.

Ich schaute die Gräfin starr an und mit jener Strenge, mit der ein Richter den Schuldigen ansieht, welchen er zu verhören hat.

Die Flamme des Kamins verzehrte die Reste der Papiere. Die Gräfin hatte dieselben wahrscheinlich in das Feuer geworfen, als sie uns kommen hörte, und an der Art, wie der Gegenschein zusammengelegt gewesen war, scheiterte wahrscheinlich ihr Bemühen, in aller Flüchtigkeit den Inhalt zu durchlesen, so daß sie in ihrer Verwirrung nicht bemerkt hatte, wie sie ein Testament verbrannte, welches ihre Kinder ihres Vermögens beraubte. Der unwillkürliche Schauer, welchen ein Verbrechen denen einflößt, die dasselbe begehen, mochte ihr wohl den Gebrauch ihrer Vernunft geraubt haben. Sie sah sich überrascht, sah sich vielleicht zum Schaffot abgeführt, oder erblickte das glühende Eisen des Henkers.

»Ach! Madame!« sagte ich zu ihr und nahm ein Bruchstück von dem Kamine, welches von dem Feuer nicht erreicht war. »Sie haben Ihre Kinder zu Grunde gerichtet! . . . Diese Papiere enthielten die Titel ihres

Eigenthums . . . «

Ihr Mund regte sich, als sollte sie von einem Schlagfluß ergriffen werden, ein Schauer überlief sie und stumpfsinnig blickte sie mich an.

»He, he!« rief Gobseck aus.

Dieser Ausruf des Wucherers tönte in unsere Ohren, wie das Knallen eines Zündhütchens, welches man auf einem Steine zerschlägt. Nach einer Pause sagte der Greis mit ruhiger Stimme zu mir:

»Wollen Sie vielleicht die Frau Gräfin glauben machen, daß ich nicht der rechtmäßige Eigenthümer der Grundstücke seit welche mir der Herr Graf verkauft hat? Dieses Haus gehöre mir nun seit einer Stunde!«

Wäre mir mit einer Keule plötzlich ein Schlag auf meinen Kopf versetzt, so hätte ich nicht mehr Schmerz und Schrecken empfinden können. Die Gräfin bemerkte mein Entsetzen und den entrüsteten Blick, welchen ich auf den Wucherer warf.

»Mein Herr«, rief sie ihm zu, »mein Herr! . . . «

Sie vermochte weiter kein Wort vorzubringen.

»Sie haben nur ein Fidecommiß?« fragte ich ihn.

»Möglich.«

»Können Sie das Verbrechen mißbrauchen, welches die Frau Gräfin begangen hat?«

»Richtig.«

Ich ging, während sich die Gräfin neben dem Todtenbette ihres Gatten niedersetzte und heiße Thränen vergoß.

Der Vater Gobseck folgte mir. Als wir auf der Straße waren, trennte ich mich von ihm, allein er kam zu mir und richtete auf mich einen jener tiefen Blicke, mit denen er die Herzen durchschaut.

»Willst Du Deinen Wohlthäter richten! . . . « fragte er mich.

Seitdem haben wir uns selten gesehen. Der Vater Gobseck bewohnt das Hotel des Grafen; den Sommer bringt er auf den Landgütern zu, spielt den Herrn, errichtet Meiereien, bessert die Mühlen und die Wege aus und pflanzt Bäume an. Er hat seinem Handwerk als Wucherer entsagt und ist zum Deputierten ernannt. Er will auch nach Baron werden und, strebt nach dem Kreuz der Ehrenlegion. Man sieht ihn nur in der Kutsche. Eines Tages begegnete ich ihm in den Tuilerien.

»Die Gräfin führt ein heldenmüthiges Leben«, sagte ich zu ihm, »sie hat sich ganz der Erziehung ihrer Kinder gewidmet und bildet dieselben herrlich aus. Der älteste ist ein vortrefflicher junger Mann.«

»Ha! Ha!« sagte er, »die arme Frau hat sich also

herausgezogen . . . das freut mich. Sie war sehr schön!«

»Sie sollten dieselbe unterstützen . . . « versetzte ich.

»Sie unterstützen?« fragte Gobseck. »Nein, auch Ernest nicht, er muß sich in dem Unglück läutern und bilden . . . Das Unglück ist unser größter Lehrer. Es fehlt stets etwas an der Vollkommenheit dessen, welcher das Elend nicht kennest gelernt hat.«

Ich verließ ihn in Verzweiflung.

Vor acht Tagen war ich wieder bei ihm. Ich unterrichtete ihn von Ernest's Liebe zu Fräulein Camille und forderte ihn auf, seine Pflicht zu erfüllen, da der junge Graf nun volljährig sei.

Er verlangte von mir vierzehn Tage Bedenkzeit. Gestern hat er mir gesagt, daß er zu dieser ehelichen Verbindung seine Einwilligung gäbe und an dem Tage derselben für Ernest ein Majorat bilden würde, welches jährlich hunderttausend Livres einbringe . . . Was für Dinge habe ich nicht über Gobseck gehört! Er ist ein Mann, der sich jetzt daran erfreut, die Tugend auszuüben, wie er ehemals dem Wucher ausübte, und dabei einen Scharfblick, einen Takt, eine Sicherheit des Urtheils zeigt, die man sich kaum denken kann. Er verachtet die Menschen, weil er

in ihren Herzen liest, wie in einem Buche, und gefällt sich darin, ihnen abwechselnd Gutes und Böses spenden. Er ist ein Gott und ein Teufel; öfter aber ein Teufel, als ein Gott. Ehedem erblickte ich in ihm die personifizierte Macht des Goldes, jetzt ist er für mich ein phantastisches Bild des Schicksals.

»Warum haben Sie so viel Theil an mir und an Ernest genommen?« fragte ich ihn gestern.

»Weil Sie und Ernest's Vater die einzigen gewesen sind, die mir je getraut haben.«

»Nun«, sagte die Vicomtesse, »wir werden Gobseck zum Baron ernennen lassen und dann das weitere sehen! . . . «

»Man hat es schon gesehen!« sagte der alte Marquis, der eben aufwachte und seine Schwester glauben machen wollte, daß er Alles gehört habe.  
»Man hat es schon gesehen! . . . «

– E n d e –